
FONTANE'S
FRAUENGESTALTEN







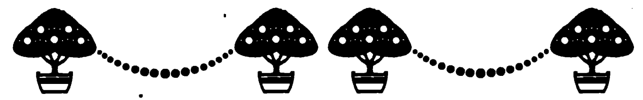
Else Croner

Fontanes Frauengestalten



F. Fontane & Co.
Berlin 1906

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Vorwort.

✿

Fontane ist der Neuschöpfer des modernen deutschen Romans. Seine Kunst der Charakteristik, seine Lebensweisheit, die Anmut und Glätte seines Stils haben ihm einen Eliteplatz unter den führenden Geistern der deutschen Literatur erworben. Aber ein ganz besonderes Verdienst hat sich der Dichter um die Frauenwelt erworben. Es gibt kaum einen zeitgenössischen Dichter, der den Typus „Frau“ mit so viel Warmherzigkeit, Interesse und Vornehmheit in allen nur denkbaren Typen und Nuancierungen, in allen möglichen Lebensphasen und Situationen geschildert hätte. Aber keine idealisierten Engelsgestalten, die in süßem Traumleben dahinschweben, hat er geschaffen, sondern reale Typen; die Frauen aller Klassen und Berufsschichten, alte und junge, arme und reiche, vornehme und schlichte, geistvolle und beschränkte, gebildete und ungebildete. Jedes Genre, jede leiseste Abtönung ist vertreten, und so lebenstreu



sind seine Gestalten, daß man wähnt, mitten unter ihnen zu leben und sie plaudern zu hören. Wie verschiedenartig sie uns aber auch entgegentreten mögen, gleichviel ob ihre Mischung zarter oder gröber, heller oder dunkler ist, sie alle haben einen eigentümlich faszinierenden Reiz, das Typisch-Fontanische gemeinsam. Natürlich haben sie Fehler und Mängel, aber sie wirken doch alle sympathisch. Der Dichter idealisiert sie nicht etwa bewußt, ihm erscheint der Typus Frau eben stets in dieser liebenswürdigen Beleuchtung. Er empfindet so chevaleresk, daß er es nicht fertig bekommt, eine Frau absolut unsympathisch zu schildern. Er gibt jeder stets einen mildernden Timbre, irgendeinen versöhnenden Faktor mit auf den Weg, auch wenn sie Schuld und Fehl auf sich gezogen haben.

Es entspricht dem Zuge der heutigen Zeitströmung, die Frau als Geschlechtswesen darzustellen. Tausendfach ist sie in allen Arten und Abarten als Gesellschafts-Individuum geschildert, von der einfachsten grobsinnlichen Erscheinung an bis zu der nervös-perversen Dekadentin. Von allen diesen erotischen Schriftstellern unterscheidet sich Fontane in seiner Frauenauffassung. Für ihn ist die Frau, und das ist sein hauptsächlichstes Charakteristikum, in erster Reihe der Mensch.

Diejenigen Romane, die am prägnantesten die verschiedenen Frauentypen hervortreten lassen, sind hier behandelt, zehn seiner Meisterromane und Novellen. Über-



gangen worden sind diejenigen Erzählungen, die, wie „Grete Minde" und „Unterm Birnbaum", nur Begebenheiten erzählen oder weniger typische Frauen-Charaktere schildern, wie „Quitt", „Unwiederbringlich" und „Graf Petöfy".

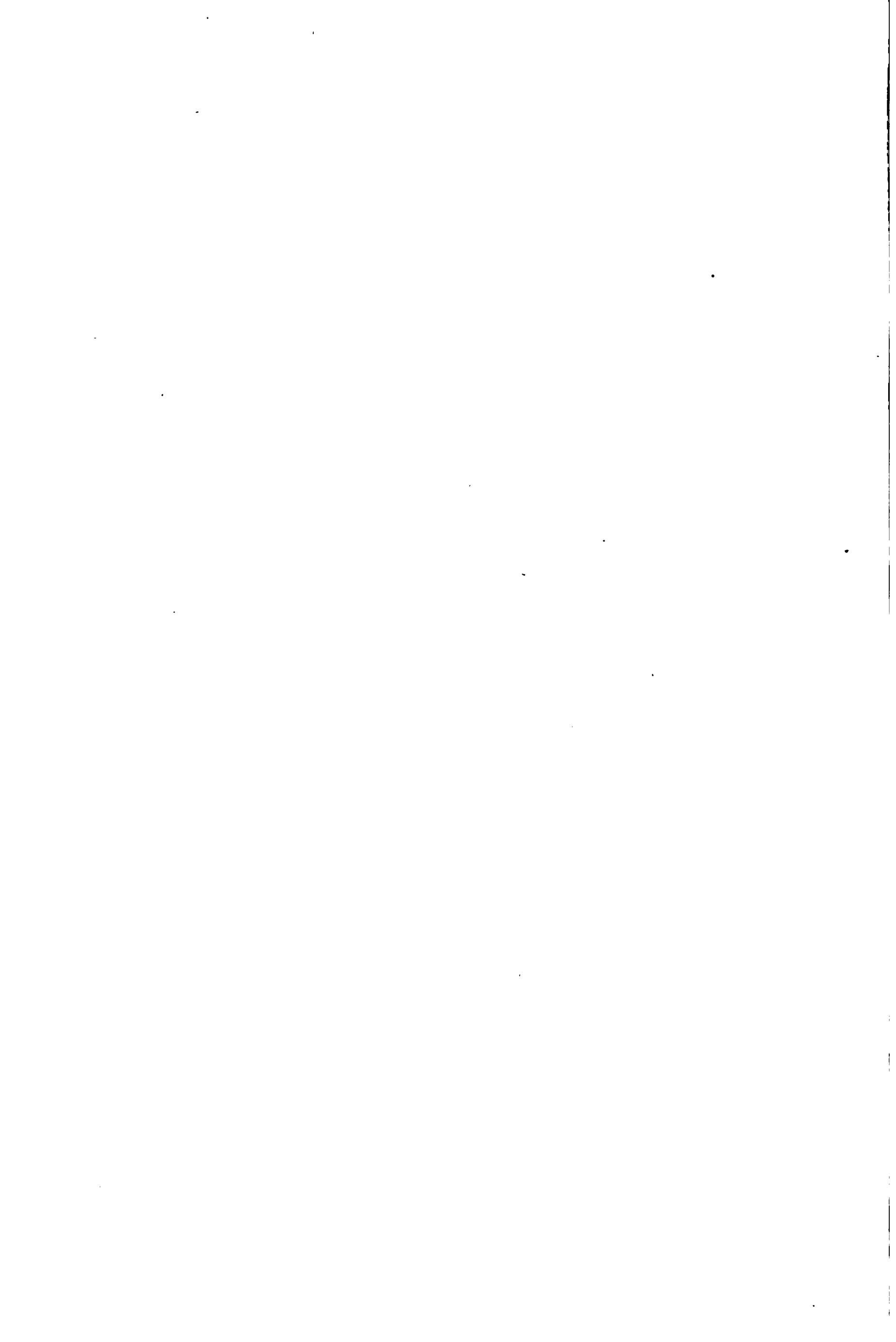
Es ist hier versucht worden, den inneren Zusammenhang, die Fäden, die die einzelnen Frauentypen untereinander verbinden, darzulegen. Auf des Dichters Lebensanschauung, die so voll goldener Weisheit und tiefen Wertes ist, ist dabei ganz besonders Gewicht gelegt worden, denn oft verkündet er sie der Welt durch Frauenmund. Wenn dieses Buch dazu beitragen sollte, für die Lektüre Fontanescher Romane in immer weiteren Kreisen zu werben, dann hat es seinen Zweck erreicht.

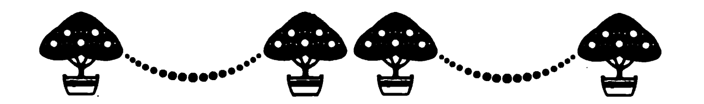




Inhalt







Vor dem Sturm.

❦

„Vor dem Sturm" ist Fontanes erster Roman; und doch ist er kein unreifes Jugendprodukt, sondern bereits das Werk eines ernsten, in sich abgeschlossenen Mannes. Der Dichter hatte ein halbes Jahrhundert gelebt und Erfahrungsschätze gesammelt, ehe er seinen ersten Roman schrieb. Als reifer Mann öffnet er uns die Schatzkammer seines Geistes, und bunte, farbenfrohe Bilder steigen empor; auch hie und da eine dunkle Retuschierung, ein leichter Schatten, aber doch im ganzen so ruhig leuchtend wie Sternenglanz. Um die Fontanesche Eigenart zu erfassen, eignet sich gerade die Lektüre seines ersten Romans fast am besten. Es ist das „Sesam", das einem die Tore seiner Individualität eröffnet.

„Vor dem Sturm", damit bezeichnet Fontane die Zeit kurz vor den Freiheitskriegen. Er zeigt uns das geheime Gären und die stürmende Ungeduld, die die Herzen aller Preußen damals ergriffen hatte, so lebendig und anschaulich, daß wir selber den napoleonischen Druck

zu fühlen glauben und mit Fontanes Helden ein stürmisches Freiheitssehnen empfinden.

Dieser eine große historische Roman reiht Fontane in die Schar der Freiheitsdichter. Er erfaßt den Geist der Zeit in seiner tiefsten und edelsten Prägung und läßt ihn rückwirken auf die Herzen seiner Helden, auf Männer wie Frauen. In ihnen spiegelt sich das Zeitbild; an ihrem Denken und Tun sehen wir den aufgewirbelten Staub und die gärende Unruhe, die dem Sturm vorausging.

Aber über den Historiker siegt der Psychologe. Es ist, als ob der Dichter gleich von vornherein in seinem ersten Roman uns sein Programm darlegt. Mehr als alles Äußere interessiert ihn das Innere, mehr als der Völkerkampf fesselt ihn das Problem: „Wie wirken alle diese Dinge auf den Einzelnen?" Daher führen auch seine Helden mitten in der politisch bewegtesten Zeit oft eingehende philosophische Gespräche, und zwischen zwei blutigen Gefechten hören wir Plaudereien über Kunst und Spiel, Liebe und Literatur. Gesellschaftsabende, Nachmittagtees, literarische Kränzchen und Theateraufführungen sind in wohltuender Abwechslung eingestreut zwischen die bitter-ernsten Vorgänge des Tages. Gerade durch diese Kontraste wird die künstlerische Wirkung des Romans erhöht. Wie das Feuer unter Kohlen, auch ohne daß man es sieht, leise fortglimmt, sich aber doch von Zeit zu Zeit durch ein zischendes Knistern bemerkbar macht, so platzt auch hier in das harmloseste Beisammen-



sein oft plötzlich eine politische, hochwichtige Nachricht wie eine Bombe hinein, oder eine hingeworfene Bemerkung stimmt das Gespräch sofort wieder auf den politischen Grundton zurück.

Der Schauplatz ist in den hauptsächlichsten Partien des Romans Hohen-Vietz im Oderbruch, das Gut eines märkischen Edelmannes, Berndt v. Vitzewitz. Er lebt dort mit seiner Tochter Renate und seiner treuen Wirtschafterin, Tante Schorlemmer. Sein einziger Sohn Lewin studiert in Berlin, kommt aber sehr häufig nach dem väterlichen Gut. Er wird bei einem Überfall, den er und seine Freunde auf die Franzosen ausüben, gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Aus der höchsten Not rettet ihn Hoppenmarieken, eine Zwergin seines Heimatdörfchens, durch eine zugeworfene Strickleiter. Nach seiner Befreiung heiratet er Marie, das angenommene Kind des Schulzen Kniehase, die ihm schon fast seit den Kindertagen eine tiefe Liebe entgegenbrachte; er hatte sie nur bisher nicht bemerkt, weil er von den Reizen einer leidenschaftlichen Polin, Kathinka Ladalinski, verblendet war, die ihm später einen Landsmann vorzieht. Daneben spielt noch eine Liebesgeschichte zwischen Kathinkas Bruder Tubal und Renate v. Vitzewitz, die einen tragischen Ausgang nimmt: Tubal wird bei Lewins Flucht und Befreiung von einer mörderischen Franzosenkugel getroffen. Renate bleibt unvermählt und verbringt ihr Mädchenleben in einem stillen, friedvollen Stift.

Trotz dieser bewegten Geschehnisse lagert eine klassische Einfachheit und Ruhe über dem ganzen Roman.

Renate v. Vitzewitz ist die leidenschaftsloseste von allen Fontaneschen Frauen. Rein, keusch und kühl tritt sie uns entgegen. Ein griechisches Priesterinnengewand müßte sie ausnehmend kleiden. Sie hört Tubals glühende Liebesworte mit hoheitsvoller Seelenruhe an, sie knüpft an ihre Erwiderung Bedingungen und fordert mit unerbittlichem Ernst eine lange Probezeit. Eine moderne Iphigenie, die ihren Thoas mit dem ganzen Ernst der Priesterin zivilisieren und in bessere Bahnen lenken möchte.

Renate ist treu allen Menschen gegenüber, mit denen sie in Berührung kommt. Sie ist eine treue Schwester und Kameradin für Lewin, sie hängt mit unwandelbarer Liebe an ihrer Kindheitsfreundin Marie Kniehase und hält treu fest an der Liebe zu Tubal auch ohne Verlöbnis und noch über seinen Tod hinaus. Und man begreift Tubals Liebe zu dem bescheidenen, einfachen Mädchen, wenn man Renate näher kennen lernt. Sie faßt alles so apart und phantasievoll auf, sie hat oft eine leise Schelmerei in Ton und Zügen und eine anschmiegende Liebenswürdigkeit, die viel mehr im Charakter als im Benehmen liegt, eine vertiefte, mehr verinnerlichte Form der Liebenswürdigkeit. Ihre tiefe, volltönende Altstimme paßt zu dem gehaltvollen Ernst ihres Wesens; sie mahnt an Feiertagsstimmung und Kirchenglockenklang. Den Bruder umgibt sie mit zahllosen kleinen Aufmerksamkeiten, die alle ihre zärtliche Schwesterliebe verraten. Sie plündert

das Gewächshaus, um Lewins Lieblingsblumen als Willkommensgruß in sein Zimmer zu stellen, sie errät seine Wünsche und Gedanken, pflegt ihn aufopferungsvoll, als er krank ist, und verschönt ihm jeden Ferientag, den er in Hohen-Vietz zubringt. Renates Liebe zu Tubal, ihrem polnischen Vetter, wird gedämpft und herabgeschraubt durch ihre erstaunliche Objektivität. Sie analysiert Tubals Charakter wie etwa ein Altphilologe ein schwieriges lateinisches Satzgefüge, sie sieht haarscharf seine Fehler und Schattenseiten, so scharf, daß sie davon überzeugt ist, niemals mit ihm glücklich werden zu können, und doch behauptet sie, ihn zu lieben. Bei seinem Tode empfindet sie tiefes Mitleid mit ihm; hätte sie ihn wirklich geliebt, so würde sie wahrscheinlich ein noch tieferes Mitleid mit sich selbst empfunden haben. Daß sie nicht mehr heiratet, liegt vielmehr in ihrem geschlossenen Charakter begründet, als in dem Grade ihrer Zuneigung zu Tubal. Renates Tagebuchblätter, die den Roman beschließen, melden, daß sie in dem alten Fräuleinstift, in das sie sich zurückgezogen hat, Seelenruhe und Frieden in den stillen Werken der Barmherzigkeit gefunden hat. In dem alten Klosterpark des adligen Stiftes Lindow liegt Renate v. Vitzewitz unter Marmor und Blumenbeeten bestattet. — Marmor und Blumen, die beiden treffendsten Symbole ihres kühl-herben und doch so ideal-phantastischen Wesens.

Renates Freundin Marie, des reichen Schulzen Kniehases angenommene Tochter, ist ein Stück Sonnenschein

in dem alten Herrenhaus. Sie hat die rege Empfänglichkeit und intensive Eindrucksfähigkeit des künstlerisch veranlagten Menschen. Ob Lewin ihr Geschichten aus fernen Städten erzählt oder ob der Vater aus der Bibel vorliest, immer hört sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. An ihren erstaunten großen Augen sieht man, welch rege Phantasie sie hat, Klänge, Töne und Worte, alles setzt sich bei ihr sofort in Bilder um; alles, was sie hört, nimmt alsbald lebendige Gestalt an. Marie war das Kind eines vielleicht einmal bedeutenden, dann aber verkommenen fahrenden Schauspielers und war zum Zwecke einer Vorstellung, bei der die Kleine Liedchen sang, deklamierte und in einem mit goldenen Sternchen besetzten kurzen Gazekleid tanzte, in das Dorf gekommen, das ihr zur Heimat werden sollte. Ihr Vater starb in Hohen-Vietz, und das nun völlig verwaiste kleine Mädchen wurde von dem kinderlosen Schulzenehepaar angenommen. Der alte Kniehase sah in der Kleinen etwas Höheres und erzog sie nicht bäuerlich zu Feld- und Landarbeit, sondern hegte und pflegte sie wie eines Städters Kind. Durch ihre freimütige Offenheit und ihr bescheidenes Wesen erwirbt Marie sich die Gunst der damals noch lebenden Schloßherrin, und seitdem wird sie die Spiel- und Lerngefährtin Renatens. Wie im Fluge holt sie Renate ein, ihre schnelle Fassungsgabe und ihr glühender Eifer belohnen das Anerbieten der Mutter ihrer Freundin. Ihr Charakter ist einwandsfrei; sie ist wahr und beständig, nachgiebig und weich. Als nach der Einsegnung die ge-



meinsamen Unterrichtsstunden aufhören, bleibt der innige Freundschaftsbund mit Renate bestehen. Soziale Unterschiede werden von beiden Mädchen nicht empfunden. Marie sieht die Welt wie einen Traum und betrachtet Rang und Stand wie zudiktierte Rollen, die nur dem Namen nach verschieden, innerlich aber gleichwertig sind. Sie freut sich über alles Schöne, was sie im Schloß sieht, aber es entsteht niemals der Wunsch in ihr, es zu besitzen. Neid und Begehrlichkeit sind ihr fremd. Ihr früheres Milieu ist spurlos an ihr vorübergegangen, nur eine glühende Phantasie und Leidenschaft hat sie aus jener Sphäre mit hinüber gerettet, und Tante Schorlemmer hat recht, wenn sie sagt: „Unsere Marie sieht nur, was ihr frommt; für das, was schädigt, ist sie blind." Ihre starke künstlerische Empfindungskraft schützt sie vor Unlauterkeit. Wundervoll ist die Harmlosigkeit, mit der sie bei dem Pfänderspiel voller Unbefangenheit ihrem Partner den Mund bietet, als es das Spiel so verlangt. Nicht eine Spur von gêne, sie kann nichts darin finden und will doch ihr Pfand einlösen. Sie ahnt allerdings nicht, welchen Sturm sie in dem lieberglühten Herzen dieses Partners, des Konrektors, erzeugt hat. Er schwelgt noch auf dem Heimwege in der Erinnerung an Maries Plaudern. „Jedes Wort ein Treffer", so charakterisiert er ihre stets richtigen klugen Bemerkungen.

Marie mißbraucht ihre bevorzugte Stellung niemals; sowie Besuch erscheint, findet sie es schicklich, ihre schwesterlich intime Freundschaft so wenig wie möglich



geltend zu machen. Ihre Zurückhaltung Renatens Verwandten gegenüber deutet auf viel angeborenen Takt. Als der Konrektor um Maries Hand wirbt, weist sie ihn mit großer Entschlossenheit ab. Das sonst weiche und träumerische Mädchen wird hier unerschütterlich in ihrem Entschluß, so sehr auch des Konrektors Liebe sie rührt. Konrektor Othegraven ist ein makelloser Charakter, fest, ernst und männlich. Aber Fontane mag ihm das holde Geschöpf doch nicht anvertrauen, getreu seiner Ansicht, daß zwei Naturen niemals zueinander passen können, von denen die eine ganz Phantasie, die andere ganz Charakter ist. Das Glück einer Ehe beruht nach Fontane nicht in der Ergänzung der Individualitäten, sondern in dem gegenseitigen Verständnis. Mann und Frau müssen nicht Gegensätze, sondern Abstufungen, ihre Temperamente müssen verwandt, ihre Ideale dieselben sein. Der Zug des Herzens geht nach dem Gleichgearteten. Marie wie Effi Briest und Melusine im „Stechlin" sind Kinder der Phantasie. Das eine Mal ist das Problem bis in die Ehe hinein verfolgt, das andere Mal ist es, unter denselben Bedingungen, zu schnellerer Lösung gekommen. So leiten die einzelnen Fäden hinüber vom ersten Roman bis zum letzten. Selbst die Einführung der Liebesgeschichte erinnert an Effi Briest. Auch Marie spielt mit ihrer Freundin im Garten Reifen und zeichnet sich durch große Geschicklichkeit und frohen Jugendübermut aus. Der Konrektor sieht das reizende, lachende Bild vor sich und verliebt sich in Marie. Die Situation er-



innert greifbar an den Park zu Hohen-Cremmen, wo Effi Briest zum letztenmal kindlich froh spielt, ehe sie verlobt wird. Nur ist in „Vor dem Sturm" das Begebnis als bloße Episode behandelt, während es in „Effi Briest" das erste Glied einer langen Kette bedeutet. Aber Marie ist älter und klüger als Effi, sie ist vollkommen entschlossen, abzulehnen, da sie weiß, daß ihre Naturen nicht zueinander stimmen.

Noch einen Kampf hat Marie zu bestehen. Tubal belästigt sie mit seiner Liebe. Als sie eines Tages in der Kirche sich mit ihm infolge eines Versehens des alten Kirchendieners eingeschlossen sieht, da bedarf es ihres ganzen Mutes, um die heikle Situation zu beherrschen. Sie weist den immer glühender werdenden Tubal auf seine Pflicht gegen Renate hin. Sie schlägt einen heiteren Ton an, um ihre begreifliche Befangenheit zu verbergen; sie erklärt ihm Inschriften und Monumente. Aber der leicht erhitzte Pole sieht nur das schöne Mädchen, das mit ihm allein zu sein gezwungen ist, er sieht in der Kirche, an deren Heiligkeit die schließlich immer angstvoller werdende Marie zuletzt appelliert, nur willkommene, hohe, verschlossene Mauern; der Altar der Kirche wird ihm zum Altar der Sinnlichkeit; er wirft sich vor ihr nieder und umklammert sie. Sie redet von Tod und grausigen Geschichten, um ihn abzukühlen; aber der Leidenschaft des jungen Menschen ist nichts heilig, und, wäre nicht von außen Hilfe gekommen, lange hätte Marie ihn nicht mehr zähmen können.

In ihres tiefsten Herzens Schrein verbirgt Marie ihre Liebe zu Lewin. Mit keinem Wort, mit keinem Blick verrät sie sich all die Jahre hindurch. Sie ist stumme Zeugin des Liebesspiels, das Kathinka mit Lewin treibt. Sie tritt zurück, wo ein anderer begehrt. Renate errät schließlich ihre Neigung, und es wird Marie als einziger unter allen Fontaneschen Frauen gestattet, über Geburt und Stand hinaus zu heiraten, frei nach dem Zuge des Herzens. Wunderbarerweise meint Fontane hier, „das Natürliche, das von Uranfang an Bestimmte hatte sich vollzogen". In seinen späteren Romanen kommt es anders, da ist der Zug des Herzens noch lange kein ausschlaggebender Grund für eine Eheschließung. Selbst Lewins Vater, Berndt v. Vitzewitz, ist einverstanden mit seiner bürgerlichen Schwiegertochter; er überlegt sich, wie er sich vor seinen Vorfahren verantworten wird, und meint: „Eines weiß ich; sie wird uns freilich den Stammbaum, aber nicht die Profile verderben, nicht die Profile und nicht die Gesinnung." So findet Marie ein tiefes und ruhiges Glück in ihrer Ehe. Sie ist einfach und schlicht geblieben, auf dem Höhepunkte ihres Glückes; ihre Wahrhaftigkeit, die sie in der Welt des Scheins, aus der sie kam, beschützt hatte, bewahrt sie auch jetzt vor dem Hochmut der Glücklichen.

Renatens Cousine, Kathinka Ladalinski, ist Polin durch und durch. Sie hat alle die blendenden Vorzüge ihrer Nation, aber auch die starken Schattenseiten des Charakters. Sie ist eine blasierte Weltdame, unstät und



anspruchsvoll. Sie bespöttelt alles, was sie sieht, vor allem macht sie sich über deutsche Art und Sitte lustig. Deutsche Sentimentalität und deutsche Tiefe und Gründlichkeit sind ihr lächerliche Abgeschmacktheiten. Sie ist hinreißend schön und voll feuriger Leidenschaftlichkeit. Fontane ist nicht nur ein Kenner deutscher Frauen, er schildert Frauen aller Nationen, die englischen Barbyschen Damen im „Stechlin" ebenso wie hier die Polin und Französin (Mademoiselle Alceste). Das typisch Weibliche kommt überall zutage, nur der Accent ist verschieden. Kathinka mißbilligt den Schritt ihres Vaters, Polen verlassen zu haben, sie fühlt sich in Berlin fremd und unverstanden; wenn sie die Linden durchschreitet, so sieht sie im Geist die Straßen von Warschau, die ihr viel bunter und lockender erscheinen. Ihr Blut ist polnisch, ebenso wie ihr Name und ihre Vergangenheit; im Preußenlande fehlt ihrem stark ausgeprägten Naturell jeder Halt und Mittelpunkt. Kathinka ist für die Gesellschaft erzogen, bestimmt, zu glänzen und zu bestechen. Bei improvisierten kleinen Theaterabenden deklamiert sie die kurz vorher erst gelernten Verse vollkommen zwanglos, als ob die Bretter ihre Heimat wären. Es ist bewunderungswürdig, wie ihr Gedächtnis, Schick und Gewandtheit zu Diensten stehen, wo sie ihrer zum Erfolge bedarf.

Man kann sie keiner Falschheit oder Lüge zeihen, und doch kann man sie nicht ehrlich und aufrichtig nennen. Sie weiß die Worte so klug zu wählen und so geschickt aneinander zu fügen, daß Diplomaten von ihr lernen könnten.

Als ihr Vater sie dringend ersucht, doch den stockpolnischen Grafen nicht zu heiraten, da es seine mühsam errungene Stellung in Preußen gefährden und ihn heimatlos machen würde, da küßt Kathinka als gehorsame Tochter ihren Vater auf die Stirn und erwidert: „Es ist noch kein Wort zwischen dem Grafen und mir gefallen. Eines verspreche ich; Dich für meine Person weder mit Wünschen noch Bitten zu beunruhigen. Ich werde schweigen, und nichts soll durch mich geschehen, das deine Stellung nach oben hin gefährden oder deine Zugehörigkeit zu diesem Lande neuen Verdächtigungen aussetzen könnte." Ein scheinbares Eingehen auf des Vaters Wünsche, und doch welche vorsichtige Wahl des Ausdrucks, so als ob zwischen jedem Wort eine kleine Falltür offen wäre, durch welche die geschmeidige Kathinka hindurchschlüpfen könnte. Sie besitzt weder die Selbstlosigkeit, um für ihres Vaters Glück und Ruhe ihre Leidenschaft zu opfern, noch den Mut und die Energie, sich seinen Wünschen entschieden entgegenzusetzen und ihm ehrlich und offen ihre Pläne zu bekennen. Sie wählt den Ausweg der Feigen, die Flucht; bei Nacht und Nebel zieht sie mit ihrem Grafen fort in das Polenland auf seine Besitzungen. Vorher aber, noch während ihres Aufenthaltes in Preußen, führt sie eine schändliche Komödie mit Lewin auf, der von den Reizen seiner Cousine sich völlig betören läßt. Sie schreibt ihm billets doux, die keine direkten Liebesworte enthalten, aber doch ganz dazu angetan sind, bei dem Empfänger solche Gefühle



hervorzurufen. Sie selbst läuft dabei keine Gefahr, sich ohne Erfolg zu verlieben; unglückliche Liebe würde sie einfach abgeschüttelt haben wie man Schneeflocken oder Ruß, der einen anfliegt, fortbläst. „Unglückliche Liebe ist eine neue Erfindung wie die Buchdruckerkunst oder das Spinnrad. Das surrt und summt, und endlos wird der tränennasse Faden weiter gesponnen. Wenn Liebe nicht glücklich sein kann, sollte sie gar nicht sein.“ Das ist die polnische Liebesphilosophie Kathinka Ladalinskas. Willkürlich wählt sie bei der Schlittenpartie Lewin als ihren Partner; und als daraufhin im verschneiten Walde, durch dessen verträumte Stille sie sausen, Lewin seiner Cousine glühende Liebesgeständnisse sagt und sie um Erhörung anfleht, da sagt die Diplomatin weder ja noch nein, sondern schweigt; nicht etwa aus Befangenheit und Scheu — das wäre ja lächerlich deutsch —, sondern aus kluger Berechnung. Sie will das nette Spiel nicht unnütz verkürzen. Sie läßt sich von ihm küssen, aber es klingt wie leiser Spott, als sie bald darauf meint: „Gib mir die Zügel, Lewin.“ Sie spielt mit ihm bis zu dem Tage, wo sie für den polnischen Grafen alles aufgibt, Vater und Freunde, Heim und Ruf. Ohne Abschied zu nehmen, flieht sie. Sie wird auch drüben nicht glücklich und erlebt Enttäuschungen, aber sie hat neben dem unstäten, friedlosen Charakter ihres Stammes auch seine starre Hartnäckigkeit geerbt, die sich durch dick und dünn behauptet, auch wo es auf Kosten des eigenen Vorteils geschieht. Lieber sich in Polen und unter Polen auf-

reiben und zugrunde richten, als in Preußen sich biegen und beugen lassen, redet die Stimme ihres Herzens, in dem erregtes polnisches Blut in wildem Kreislauf pocht.

Tante Amélie, die verwitwete Gräfin Pudagla, ist die ältere Schwester Berndts v. Vitzewitz. Sie führt auf Schloß Guse ein interessantes, geistig bewegtes Leben. Alte Tanten sind eine von des Dichters kleinen Passionen, auf die er ungern verzichtet. Im ersten wie im letzten seiner Romanreihe spielen die alten Schwestern des Gutsherrn (hier die Tante Amélie und im „Stechlin" Tante Adelheid) eine ganz besondere Rolle. Sie sind keine unmittelbaren Hauptpersonen, und doch gehören sie als nötiges Dekorum dazu, um die Familie zu repräsentieren. Ebenso wie vornehme, alte Damen ein Schmuck für jede Geselligkeit sind und für Repräsentationszwecke ganz besonders geeignet erscheinen, so wird auch hier durch Tante Amélie gleichsam das Niveau der ganzen Familie erhöht.

In der gesamten Schar Fontanescher alter Tanten steht Gräfin Amélie obenan. Sie verfügt über die geistige Elastizität und anregende Liebenswürdigkeit, die das Ergebnis französischer Einflüsse zu sein pflegen. In der friderizianischen Zeit aufgewachsen, hat sie die damals in den Adelskreisen übliche französische Erziehung erhalten; sie erglüht in Begeisterung für französische Klassiker, deren Meisterdramen sie auswendig rezitiert, während die Hexameter von Klopstocks „Messiade" ihr fremde, nie gehörte Klänge sind. Nach ihrer Heirat mit dem Grafen



Pudagla lebt sie viele Jahre lang an dem Hofe des Prinzen Heinrich, des Bruders Friedrichs des Großen. Sie beherrscht durch ihren espritvollen Witz Hof und Gesellschaft, deren Mittelpunkt sie in kurzem geworden war. In der speziellen Huldigung des Prinzen liegt eine allgemeine Huldigung des Dichters an die Frauen, wenn er von dem Prinzen sagt: „Er war doch ästhetisch geschult und feinsinnig genug, um die eigentümlichen Vorzüge des weiblichen Geistes: Unmittelbarkeit, Witz und gute Laune, Schärfe und Treffendheit des Ausdruckes herauszufühlen." Alles das, was Fontane so chevaleresk als „die eigentümlichen Vorzüge des weiblichen Geistes" bezeichnet, vereint Gräfin Amélie. Lange Courschleppe und glattes Hofparkett sind fast untrennbare Attribute für sie; und deshalb berührt ihr Aufenthalt in Guse, fern von Hof und Welt, wie ein freiwilliges Exil. Das Geheimnis ihrer andauernden Gunst am Hofe des Prinzen besteht denn auch einzig und allein in ihrer äußeren und inneren Grazie; ihre Art der Causerie ist unnachahmbar französisch, jene pikante Mischung von offener Gewagtheit und anmutiger Klugheit. Sie beherrscht die verschiedensten Gebiete der Unterhaltung und noch mehr, sie findet für jedes Gespräch, für jedes Genre der Konversation auch den rechten Ton. Sie weiß die verschiedenen Themen auch verschieden zu behandeln, so daß es immer amüsant und abwechslungsreich ist, mit ihr zu plaudern. Eine Meisterin des Stils und eine geistige Sportdame, die auf dem Tummelplatz der Diskussion gewandt die Zügel zu

führen weiß, ist sie in Philosophie, Literatur, Kirche und Moral, überall gleichermaßen orientiert und weiß angenehm darüber zu causieren. Sie ist im höchsten Grade offen, aber doch noch immer mehr klug als offen; sie schont des Prinzen leicht verletzbare Eitelkeit und vermeidet es voll Takt und Geschicklichkeit, Gebiete zu berühren, die er mit einem »défendu« bezeichnet hatte. Ihre höfische Konversationstaktik ist die, bei allen objektiven Gesprächen so unerschrocken und gewagt wie nur möglich zu reden; sowie aber persönliche Interessen des Prinzen in einem Gespräch gestreift werden, wechselt sie sofort den Ton und läßt ihn in irgendeine Huldigung ausklingen. Dadurch, daß ihre Offenheit in den Dienst der Klugheit tritt, wirkt sie niemals lästig oder unangenehm. Trotz ihrer großen Anhänglichkeit für den Prinzen siedelt sie nach dem Tode ihres Gatten auf dessen Erbgut Guse über, wo sie zunächst einen eleganten, geselligen Kreis um sich zu versammeln gedenkt, in dem sie, ihren Mitteln, Geist und höfischen Gewohnheiten entsprechend die Honneurs in großem Stil macht. Sie plant musikalisch-deklamatorische Matinees, L'hombre-Partien und Aufführung französischer Komödien. Leider vergißt sie, daß die Nachbarn von Guse solche geistigen Elitegenüsse nicht gewohnt sind, und daß ihr namentlich die dortigen Frauen an Bildung und Wissen, an Lebensart und Interessen weit nachstehen. Mittelmäßige Durchschnittsmenschen aber verabscheut die Gräfin, die bisher an dem Umgang der führenden Geister sich erfreut hatte. Deshalb bricht



sie lieber ganz ab und beschränkt hinfort ihren Umgang auf einen ganz kleinen, auserwählten Cercle. Im übrigen unterhält sie sich mit Lektüre und nicht zum letzten durch eine regelmäßig fortgeführte, intim-geistvolle Korrespondenz mit dem Prinzen, in der die Chronique scandaleuse, Moquerie und Klatsch eine große Rolle spielen. Bei der Wahl ihres kleinen Zirkels verfährt sie nach allerpersönlichstem Geschmack; nur wer ihr gefällt, wer sie durch irgendeine aparte Eigenschaft fesselt, zählt zu ihren Freunden, unter denen sie vollkommen souverän herrscht. Ihre Witwentracht, die sie seit dem Tode ihres Gatten beibehält, ist ganz nach dem Muster der königlichen Witwen angefertigt; selbst die Stirnschnebbe fehlt nicht. Sie ist unerschöpflich im Lobe des Prinzen Heinrich und stellt ihn sogar über seinen großen Bruder. Nach ihrer Auffassung war er in der Theorie des Krieges, in allem, was Wissen und Urteil betrifft, der Bedeutendere von beiden, — „der Prinz würde bei Hochkirch nicht überrascht worden sein," stellt sie mit einer Bestimmtheit fest, als ob sie die Beweise dafür in den Händen hielte. Ebenso parteiisch und ungerecht urteilt sie über deutsche Kunst und Literatur. In ihrem Schloß findet eine Aufführung des „Tell" statt, natürlich des französischen »Guillaume Tell« von Lemierre. In ihrer Begeisterungsrede über dieses minderwertige französische Drama flicht sie zuletzt ein Urteil über Schillers „Tell" ein, eine kostbare Bemerkung, die ihre ganze gallische Geistesrichtung zeigt. Sie meint: »Lemierre n'est qu'un auteur de

second rang. Aber wie überlegen ist sein ‚Guillaume Tell‘ dem ‚Wilhelm Tell‘ des Herrn Schiller, ein Stück, in dem mehr Personen auftreten, als die vier Waldstätte Einwohner haben.“ Sie bleibt den französischen Dichtern und Philosophen treu bis zu ihrer Todesstunde. In die Lektüre eines Bandes Diderot vertieft, wird sie vom Tod überrascht; und selbst ihr Grabstein erhält nach den Bestimmungen ihres Testamentes eine französische Inschrift. Gräfin Amélie ist kraft ihrer geistigen Überlegenheit, ihrer französischen Erziehung und ihres jahrelangen Hoflebens die Repräsentantin der Bildung der damaligen Zeit.

Tante Schorlemmer macht den Hohen-Vietzer Herrschaften das große Schloß wohnlich und heimisch; sie sorgt von früh bis spät und ist im Laufe der Jahre ein fast unentbehrliches Familienmitglied geworden. Besonders Renaten, die sie von Kindheit an kennt, bringt sie mütterliche Liebe entgegen. Sie ist eine Herrnhuterin und hat an der Seite ihres verstorbenen Mannes als tapfere Missionarin in Grönland gewirkt. Aus dieser Epoche hat sie einen Schatz von frommen Sprüchen und Liedern gerettet, die sie nun in allen Lebenslagen anwendet; diese Zitate sind ebenso untrennbar von ihr wie Schlüsselbund und Wirtschaftsschürze. Lewin und Renate schütteln zwar manchmal die Köpfe über Tante Schorlemmers unerschütterliche Seelenruhe, die ihnen oft wie Teilnahmlosigkeit erscheint, wenn sie in schweren Tagen, jedes persönliche Trostwort verschmähend, einfach einen frommen Liedervers mit monotoner Stimme hersagt, als selbst-



verständliche Begleitung zu dem Geräusch der klappernden Stricknadeln. Sie eifert ebenso, wie gegen Aberglauben und Gespensterfurcht, gegen das Freidenkertum und den Unglauben der gräflichen Tante. „Ein kerniges Sprüchlein läßt so etwas gar nicht aufkommen," so belehrt sie die ängstliche Renate. Sie erzählt ihr so lebendig aus ihren grönländischen Kolonien, von ihrem Wirken unter den Heiden, daß alle Gespensterfurcht von Renate abfällt; und um den Gespenstern den Rückzug in Renatens Phantasie unmöglich zu machen, beschließt sie ihren Sermon mit einem kräftigen Spruch. In ihrem religiösen Eifer geht die gute Tante Schorlemmer fast zu weit, sie beurteilt alle Menschen nur danach, ob sie kirchlich gesinnt sind, und verflucht die, die es nicht sind. Sie findet dann nicht harte Worte genug und prophezeit das schwärzeste Ende; wer es dann wagt, ein gutes Wort für die von ihr Verdammten einzulegen, der bekommt eine Probe ihrer aufbrausenden Heftigkeit zu hören, die in diesem Falle keine Schonung kennt. Sie glaubt dann unter den gottlosen Grönländern zu sein, denen sie ihre heidnischen Köpfe waschen muß.

Lewins Berliner Wirtin, Frau Hulen, ist die echte Vertreterin des Berliner „Madame"-Typus. Frau Hulen benutzt Lewins Abwesenheit, um eine Gesellschaft zu geben. Sein Alkoven dient als Garderobenzimmer, und seine Noten werden ungeniert benutzt. Es ist die kleinbürgerliche, ungebildete Frau, die aber trotz alles Spießbürgertums sich Sympathien erringt, und zwar hauptsächlich

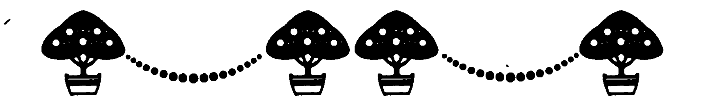
durch ihre Güte und Fürsorge für Lewin. Ihre schönste Damastkaffeedecke wird zu seinem Empfang gedeckt, Napfkuchen gebacken und eine Efeugirlande geflochten. Während er dann ermüdet auf dem Sofa einschläft, hüllt sie ihn besorgt in eine warme Decke. Dies alles geschieht aus reiner Herzensgüte, nicht etwa aus Berechnung, denn sie fordert eine so geringe Summe für ihr Logis, daß Lewin sie aus eigenem Antrieb erhöht. Es ist noch jene ideale Zeit der Selbstlosigkeit, solche Wirtinnen wie Frau Hulen, die die Kollegstunden ihres jungen Herrn und seine ganze Tageseinteilung auswendig wissen, dürften heute höchstens noch in München zu finden sein. Aber sie kennt auch die Liebesangelegenheiten ihres Mieters; sie freut sich und leidet mit ihm; und sie schreibt ihm einen familiären Brief nach Hohen-Vietz, in dem sie ihn über den Verlust Kathinkas tröstet. „Aber das muß ich Ihnen als alte Frau doch sagen, es war nichts für Sie. Ich hab' es gleich gesehen; sie war wohl schlank wie eine Wespe, aber die stechen auch.“ Frauen aus dem Volke haben oft das rechte Gefühl und ein besseres Urteil über Menschen und Dinge, als die Gebildeten.

Durch die Felder und Wälder von Hohen-Vietz schreitet Sommer und Winter, unbekümmert um Frost und Hitze, ein zwerghaftes Wesen voll verwitterter Züge mit Kiepe und Hakenstock. Etwas Unheimliches, Hexenartiges geht von ihr aus; eine Art von Buschgroßmutter, mystisch und gruselerregend. Sie besorgt die Landpost in Hohen-Vietz, aber neben diesem Hauptamt betreibt sie noch einen

schwunghaften Eierhandel und gilt als Kartenlegerin. Sie ist geizig gegen sich und andere, sie sieht arm und zerlumpt aus und wohnt in einer elenden Lehmkate. Sie ist unbeliebt im ganzen Dorf; nur Lewin hat sich zu ihrem Verteidiger und Ritter aufgeschwungen. Er liebt sie um des Romantischen willen, das ihr anhaftet. Hoppenmarieken feilscht und handelt, lügt und betrügt, sie nimmt es mit der Ehrlichkeit ihres Geschäftsbetriebes nicht genau und kennt keinen anderen Rechtsbegriff als Furcht. Nur einmal vollbringt sie eine edle, mutige Tat. Als sie von Lewins Gefangenschaft hört, da ist sie sofort bereit, ihm zu helfen, ihn aus der Kerkerhaft zu befreien. Und dasselbe Geschöpf, das sonst kaum eines normalen Gedankens fähig ist, ersinnt einen klugen Schlachtplan und zeigt Mut und List. Mit Hilfe ihres Knäuels und der daran befestigten Strickleiter gelangt Lewin, der schon zum Tode verurteilt worden war, in die Hände seiner Freunde. Hoppenmarieken haucht ihr Leben aus, nachdem sie diese einzige große, verdienstvolle Tat ihres Lebens geleistet hat. Sie war der Dankbarkeit fähig und hat dadurch Existenzberechtigung erlangt, und sei es auch nur eine zwerghaft kleine. Bei ihrer eigentümlichen Bestattung umkreisen Taubenschwärme ihren Sarg, eine außergewöhnliche Erscheinung, wie ihr ganzes Leben ungewöhnlich war.





L'Adultera.

✿

In „L'Adultera" handelt es sich um einen einfachen Ehebruchsfall, wie er in der französischen Literatur zu den Alltäglichkeiten gehört. Aber so schlicht und einfach das Thema ist, so eigenartig sind seine Komplikationen. Die Hauptfigur des Romans, Frau Melanie van den Straaten, entstammt einem vornehmen Adelshause der französischen Schweiz und hat eine glückliche Erziehung genossen: Geist und Grazie, ein liebenswürdiges Plaudertalent (das alle Fontaneschen Frauen auszeichnet), Zartgefühl und Mut sind in ihr vereinigt. Nachdem ihr Vater gestorben, ohne Vermögen zurückzulassen, reicht sie, kaum siebzehnjährig, dem um 25 Jahre älteren Kommerzienrat van der Straaten die Hand. Die Ehe verläuft in den ersten zehn Jahren anscheinend glücklich. Da kauft der Kommerzienrat eines Tages eine Kopie von Tintorettos „L'Adultera" (die Ehebrecherin), in der Absicht, seiner jungen Frau eine Freude damit zu machen. Ein eigentümliches Gefühl der Vorherbestimmung durchzuckt

beide, als sie es zum ersten Male sehen. Van der Straaten will das Bild absichtlich in seinem Zimmer stets vor Augen haben; er ahnt, daß es sein Schicksal sein wird. Melanie findet es gefährlich, ebenso wie den Bibelspruch darunter: „wer unter euch ohne Sünde ist"; die Ehebrecherin erscheint ihr rührend und schuldlos, wie einem Schicksalszwange nachgebend. Wenige Tage darauf lernt sie Rubehn, einen jungen Geschäftsfreund ihres Gatten kennen. Sie fühlt sich in demselben Maße zu dem vornehmen Gentleman hingezogen, wie sie sich von dem oft allzu ungenierten, etwas gewöhnlichen Wesen van der Straatens abgestoßen fühlt. Eine Landpartie, bei der ihr Gatte sich ganz besonders gehen läßt, besiegelt ihr Schicksal. Sie verläßt sein Haus und ihre Kinder, reist mit Rubehn nach Italien und läßt sich dort mit ihm trauen, nachdem die Scheidung ausgesprochen ist. Nach der Geburt eines Kindes kehren beide nach Berlin zurück. Die Gesellschaft verurteilt sie; doch sie leben nur für sich, ein trauliches Liebesleben. Da verliert Rubehn sein Vermögen; er ist verzweifelt und ratlos. Melanie tut energische Schritte, gibt Musik- und Sprachstunden und ermutigt ihn, eine Korrespondentenstelle anzunehmen. Beide ringen sich tapfer durch. Ein Wiedersehen Melanies mit ihren Kindern aus erster Ehe und mit ihrer jüngeren, an einen Major verheirateten Schwester verläuft unerfreulich und kühl. Van der Straaten dagegen bewahrt Melanie seine herzlichen und persönlichen Gefühle; er benimmt sich teilnahmsvoll, als

er das Kind ihrer Liebesehe einmal zufällig trifft. Auch Melanie schickt er zu einem Weihnachtsfest den Tintoretto en miniature in einem Medaillon. So durchaus versöhnlich schließt der Roman.

Das Problem des Ehebruchs scheint Fontane in den achtziger Jahren ganz besonders zu beschäftigen. Auch in „Cécile" und „Graf Petöfy" kehrt es wieder, später nochmals in seinem genialsten Roman „Effi Briest". Ganz ersichtlich steht der Dichter mit allen seinen Sympathien auf seiten der jungen Frauen, die er fast unschuldig in ihrer Schuld schildert und die er in seiner großen Herzensgüte und seiner versöhnlichen Milde, die den Grundton all seiner Romane bildet, mit einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit ausstattet. Mit seinen Augen gesehen ist Melanie ein von Natur liebreizendes, kluges, tapferes Geschöpf; selbst die äußere Schönheit, die Fontane sonst selten verschenkt, wird hier besonders hervorgehoben. Natürlich bleibt es trotz alledem schwer, Teilnahme, geschweige denn herzliches Mitgefühl für eine Ehebrecherin zu erwecken, aber mit Meisterschaft entledigt sich der Dichter seines schwierigen Plaidoyers. Vor allem kommt die große Jugend Melanies bei ihrer Verheiratung in Betracht. Fontane liebt ungleiche Ehepaare; blutjunge Frauen und ältliche Männer. Mit 17 Jahren, ein halbes Kind noch, gibt sie der Werbung van der Straatens nach. Was ist verständlicher, als daß sie, die Elternlose, sich nach einem Heim und einem gesicherten Leben sehnt. Da sie ohne Vermögen ist, muß sie um

so eher glauben, daß van der Straaten sie nur ihrer selbst wegen liebt. Was weiß ein 17jähriges Mädchen von der Verantwortlichkeit, von der schweren Bedeutung einer Ehe! Die größere Verantwortung hatte der Gatte. Soviel Jugend, Liebreiz und Eleganz kettete er wie selbstverständlich an sich; wie alles, so erkaufte er sich auch die Frau. Um mit einem zwar gutmütigen, aber durch und durch materiell veranlagten Mann mit schlechten Manieren, von denen er absichtlich freiesten Gebrauch machte, zehn Jahre hindurch eine friedliche und tadellose Ehe zu führen, bedurfte es großer Klugheit und nachsichtiger Liebenswürdigkeit. Melanies aristokratische Natur bäumt sich oft genug auf gegen das zynische Wesen ihres Gatten, und trotzdem versteht sie es immer, mit einem übermütigen Scherzwort oder einer kleinen Koketterie das freundliche Verhältnis wiederherzustellen. Sie empfindet sogar Zuneigung für ihn; er vermißt weder Zärtlichkeit noch Liebe. Sie dankt ihm seine Liebe und Fürsorglichkeit damit, daß sie froh und zufrieden an seiner Seite lebt und mit dem Sonnenschein ihres Wesens sein Haus vergoldet. Hätte Rubehn, diese wahlverwandte Natur, nie ihren Weg gekreuzt, sie hätte wahrscheinlich an Ehebruch und Trennung nicht gedacht; einer Liebelei, nur um Zerstreuung oder Abwechslung zu haben, wäre sie absolut unfähig gewesen. Trotz des Ehebruchs sind Treue und Konsequenz ursprüngliche Grundzüge ihres Wesens; ihr ganzes späteres Verhalten und Vorgehen zeigt es. Van der Straatens Ungeniertheiten und seine

oft taktlosen Liebesbeweise bewirken, daß Melanie in den Sommermonaten, die sie allein mit den Kindern in der Tiergartenvilla verlebt, wie befreit aufatmet. Hier zeigt es sich auch, wie viel Innigkeit und Liebe sie für ihre Kinder hat, wie ernst sie es mit ihren Mutterpflichten nimmt; sie war, dank ihrer vorzüglichen Erziehung, eine verständnisvolle Lehrerin ihrer Kinder. In der Einsamkeit ihres Sommeraufenthaltes muß sie, deren tiefstes Bedürfnis ein Gedankenaustausch war, den Besuch Rubehns doppelt angenehm empfinden. Das Plaudern ist für ihren beweglichen Geist Anregung und Erholung. Hier hat das Schicksal ihr eine völlig verwandte, ihr ebenbürtige Natur zugeführt. Die Musik, die für van der Straaten nur ein lärmendes Geräusch ist, bildet den ersten Berührungspunkt zwischen ihr und dem Gaste; von da ab ist ihr beiderseitiges Leben wie ein starker, volltönender Zusammenklang. Um so gröber verletzt wird Melanies sensible und keusche Natur durch die taktlosen, frivolen Scherze, die ihr Gatte bei der Landpartie in Rubehns Anwesenheit macht. Der Vergleich zwischen den fallenden Sternen und den Frauen und die Beschreibung des „werdenden Thumelicus“ auf dem Piloty-Bilde „Der Triumphzug des Germanicus“ treiben ihr das Blut zu Kopf. Sie fängt an, sich ihres Mannes zu schämen. Sie kann seinen Ton in Gegenwart des anderen, den sie so hoch schätzt, nicht mehr ertragen. Die Heimfahrt in dem kleinen Boote, die Melanie zum ersten Male allein mit Rubehn zusammenbringt, gestattet

einen Einblick in ihr Seelenleben. Offen und rückhaltlos, wie es nur einem treuen Freund gegenüber möglich ist, macht sie ihrer Erbitterung Luft, und mit einer unausgesprochenen Liebeserklärung endet die Bootfahrt. (Fontane liebt es, nur leise und diskret anzudeuten, wo andere Schriftsteller Seiten füllen würden.) Als Rubehn sie leise fragt, ob sein Herz still schweigen soll, antwortet Melanie mit keiner Silbe. Aber dieses Schweigen ist beredt genug. Wie ein unabwendbares Fatum erscheint danach die verfängliche Szene im Palmenhaus. Weder Melanie noch Rubehn werden von irgend einer Absicht, einem bestimmten Wunsch geleitet, als sie ihre Schritte dorthin lenken; ein Zufallspiel ist es, daß der Gärtner und ebenso Anastasia sie dort fast gegen ihren Willen allein lassen. In frischer, freier Luft hätte Melanie kühleres Blut bewahrt; hier, in der berauschenden, dufterfüllten Atmosphäre erschlaffen ihre Nerven, ihr Denkvermögen löst sich leise auf in eine wohlige Mattigkeit. Trotzdem rafft sie sich noch zu einem Widerstand auf, sie will Anastasia rufen; Rubehn hält sie zurück; sie ist zum ersten Male in ihrem Leben mit einem geliebten Mann allein. Die Liebe, die Jugend und die phantastisch-berauschende Umgebung siegen über Pflicht und Ehe. Wer könnte sie verdammen? . . .

Fontane, der große Frauenkenner, hat es verstanden, Melanie unserem Herzen menschlich so nahe zu bringen, daß wir ihr Handeln nicht nur begreiflich und verständlich, sondern auch sehr entschuldbar finden. Ihre Schuld

erweckt keinen Haß und keine Bitterkeit, sondern weit eher Sympathie und mildes Verzeihen. Nachdem die Würfel gefallen sind und Melanie sich von dem ersten Schreck erholt hatte, gewinnt sie ihre Ruhe und Umsicht wieder. Sie fühlt, daß sie die Konsequenzen ihrer Handlungsweise ziehen müsse. Ein Doppelspiel widersteht ihrer ehrlichen, stolzen Natur. Lüge und versteckte Heimlichkeit sind ihrer unwürdig. Der Gedanke der Flucht ist der einzige Ausweg aus der unhaltbar gewordenen Situation. Sie ringt sich nun inmitten ihrer Schuld zu einer Ausnahmestellung als Frau, zu einer stolzen Höhe empor. Wie hätten die Dutzendfrauen nach erfolgtem Ehebruch an ihrer Stelle gehandelt? Wohl kaum so mutig und entschlossen, so eisern konsequent und liebestreu. Wäre Melanie eine Alltagsfrau, sie hätte entweder heimlich ihr Liebesspiel fortgesetzt, oder aber sie hätte sich damit begnügt, van der Straaten zu beichten; seiner Verzeihung und gutmütigen Nachsicht war sie ja im voraus gewiß. Er hätte am Ende selbst eine Fortsetzung des Liebesverkehrs lieber gesehen als die ausgesprochene Scheidung. Aber Melanie hat ein zartes und sehr bestimmtes Gefühl für das, was geschehen muß. Ihre stolze Natur gestattet keine Kompromisse, und gerade das ist ein so herrlicher Zug an ihr. Ruf und Ansehen, ihr bequemes Heim und ihre luxuriösen Gewohnheiten, alles setzt sie ohne Schwanken und Bedenken ein für ihre Liebe. Sie bleibt fest, wie von inneren Gesetzen bestimmt, auch als van der Straaten in der

Abschiedsszene sie dringend bittet, bei ihm zu bleiben; alle seine Vorstellungen und Zugeständnisse vermögen den von ihr als notwendig erkannten Entschluß nicht zu ändern. Offen und vor aller Welt wünscht sie das rückhaltlose Bekenntnis ihrer Liebe abzulegen; um ihren Frieden und ihre innere Harmonie wieder zu erringen, geht sie; sie versagt es sich mit Selbstverleugnung, ihre beiden Kinder noch einmal zu sehen, um nicht unter dem Einflusse mütterlich weicher Regungen schwach zu werden; denn sie empfindet die Trennung als unwiderrufliche Notwendigkeit und folgt ihrem Gefühl, ohne rückwärts zu sehen.

Ihre gemeinsame Abreise mit Rubehn, die offizielle Scheidung und die bald darauf folgende Vermählung sind nun selbstverständliche Folgeerscheinungen. — Herzliche Schwesterliebe dringt aus ihrem Reisebrief an ihre jüngere Schwester Jacobine; sie schildert mit trauter Offenheit ihre italienischen Reiseeindrücke und ihre Gemütsstimmung; rührend ist ihr Schuldbekenntnis, eine Mischung von Demut und Stolz. Das Urteil der Welt ist ihr doch nicht ganz gleichgültig, denn sie möchte um jeden Preis beweisen, daß sie nicht anders handeln konnte.

Mit der Geburt ihres Kindes erreicht ihr Glück erst den Gipfel. Als das junge Paar bald darauf nach Berlin zurückkehrt, lebt Melanie ausschließlich ihrem Manne und ihrem Kinde; ihre ganze Persönlichkeit gehört diesen beiden. Alle ihre echt weiblichen Tugenden, ihr religiöser Sinn und ihre Innigkeit entfalten sich und verbreiten

Freude und Sonnenschein. Während sie in ihrer ersten Ehe die Herrscherin war, wird sie jetzt eine hingebende, weiche Frau. Ab und zu tauchen Bilder aus der Vergangenheit auf, aber nicht etwa in Form von Gewissensbissen — davon spricht ihr Herz sie frei —; nur eine leise Wehmut beschleicht sie, wenn sie an ihre erste Ehe denkt. Sie bewahrt van der Straaten freundliche, fast pietätvolle Gefühle. Der engherzige Philistersinn der Gesellschaft verstimmt sie. Selbst das Haus ihrer Schwester verschließt sich ihr; aber ihr sanguinisches, sonniges Temperament und die Nähe des geliebten Mannes helfen ihr über alles fort. Ihr ganzes Herz geht auf, bei dem Besuch ihrer alten Tante. Voll Liebe und Herzlichkeit empfängt sie die alte Dame und hört voll Spannung auf die Kunde, die sie ihr von dem Hause bringt, das sie verlassen hat. Auf den Vorwurf, daß sie ohne Abschied von den Kindern fortgegangen sei, hat sie eben die Rechtfertigung, die ihrem ganzen Wesen entspricht: sie wollte fest bleiben und hielt es für unziemlich, die zärtliche Mutter in einem Augenblick spielen zu wollen, wo sie die Ihrigen zu verlassen im Begriff war. Wieviel sittlicher Ernst und wieviel Logik liegt in dieser Antwort! Als aber die Tante sie fragt, ob sie die Kinder jetzt sehen wolle, erwacht ihre ganze mütterliche Sehnsucht, und sie wünscht es dringend, einmal mit ihnen zusammen zu sein. Fiebernd vor Aufregung stellt sie sich bei ihrer Schwester ein, wohin die Kinder kommen sollen. In „Effi Briest" ist die ähnliche Begegnung der geschiedenen Mutter mit

ihrem Kinde psychologisch feiner ausgearbeitet. Hier in „L'Adultera" will es uns etwas unnatürlich erscheinen, daß die Kinder da zürnen, wo der Vater liebend verziehen hat. Die offene Verurteilung aus dem Munde ihrer eigenen Tochter ist ein schwerer Schlag für Melanie. Mehr als der Tadel der ganzen Welt schmerzt sie der vernichtende Vorwurf ihres Kindes. Sie fühlt sich gedemütigt und gerichtet. Sie verhehlt es sich nicht, daß sie gegen ihre Kinder schwer gefehlt hat, und in ihrer tiefen Aufrichtigkeit beschönigt sie auch vor sich selbst keinen Augenblick ihr Tun. Sie hat eben ihrem großen, starken Gefühl folgen müssen; es bereuen oder anders wünschen kann sie nicht.

Ihre größte Seelenstärke aber hat Melanie in der Phase ihres Lebens zu erweisen, da Rubehn ihr den Verlust seines gesamten Vermögens mitteilt. Des Dichters Absicht geht hier dahin, zu zeigen, daß sie doch weit mehr ist, als eine verwöhnte, liebenswürdige Frau, ein bloßer Luxusartikel für wohlhabende Männer. Wie wenig sie Geld und äußere Glücksgüter schätzt, verrät ihr Jubel, als sie den Grund der Verstimmung ihres Mannes erfährt. Sie hatte weit Schlimmeres gefürchtet; sie glaubte, ideale Verluste bedrohten sie, und es handelte sich nur um Vermögen und äußere Existenz. Sie ist glücklich, daß sie ihre Treue nun auch in des Lebens Stürmen beweisen kann, und zeigt alsbald eine wundervolle Fähigkeit, dem geliebten Manne Mut zuzusprechen und ihn aufzurichten. Ihre ganze Innerlichkeit und Tiefe offen-

bart sich in diesem trauten, ehelichen Zwiegespräch; Kleider, Titel, Luxus und Komfort, das alles achtet sie gering, es ist entbehrlich für sie. Sie kennt und schätzt nur ein Glück auf Erden: die Liebe. Sie, die verwöhnte Weltdame, die ihr ganzes Leben lang von Reichtum und von allen den zahllosen Annehmlichkeiten, die das Geld schafft, umgeben war, entsagt kraft ihres starken Liebegefühles der gewohnten luxuriösen Existenz. Und nicht einmal eines Kampfes bedarf es dazu; nicht resigniert und vernünftig — das wäre lange nicht so anerkennenswert —, sondern froh-willig und sonnig-heiter unterzieht sie sich dem äußeren Wechsel. Und es bleibt nicht nur bei Worten, bei einer augenblicklichen Stimmung. Sie ist es, die die ersten energischen Schritte tut, um das neue Leben zu beginnen. Der heitere Ernst und die frische Tatkraft kleiden sie gut. Es ist, als ob Fontane sich nicht genug tun könnte, ihr unsere Sympathie zu erringen; Zoll für Zoll wirbt er um unsere Hochachtung. Das Ehepaar mietet eine einfachere Wohnung, und Melanie verwertet ihre glänzenden Kenntnisse und Fähigkeiten, sie gibt Musik- und Sprachstunden. Wie viele Frauen der höheren Gesellschaft würden ihr das nachmachen? Es gehört, abgesehen von der dazu nötigen natürlichen Klugheit, ein gut Teil Unerschrockenheit und Selbstüberwindung dazu. Sie feuert durch ihre resolute Handlungsweise ihren Mann an, ihrem Beispiel zu folgen, und schafft ihm ein neues, trauliches, dauerndes Glück. Auch die Gesellschaft versöhnt sich wieder mit ihnen; Melanie

bleibt gleichwohl demütig, eingedenk ihrer Schuld in all ihrem Glück, aber auch stolz und zufrieden mit all ihrem Tun.

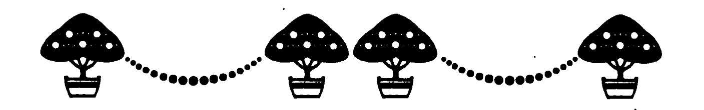
Ihr Schicksal genießt unter denen der anderen Frauengestalten Fontanes eines besonderen Vorzugs: es ist eines der wenigen Frauenleben, die der Dichter glücklich abschließen läßt. Melanie weicht von Gesetz und Regel ab, sie verläßt die Straße des Hergebrachten; sie hat auch vielleicht ein wenig zu leichtes Blut, aber das Herz sitzt ihr an der richtigen Stelle, und ihr Egoismus wird aufgehoben, zum mindesten gemildert durch ihr alles beherrschendes Liebesgefühl. Bis zu dem Zusammenbruch von Rubehns Vermögen erscheint sie uns halb als Kind, halb als Phantastin. Aber nach erfolgter Katastrophe wird sie eine verständnisvolle, selbstlose und tatkräftige Frau, deren einziges Ziel und Streben das Glück ihres Mannes ist. Ein wundervoller Idealismus voll Romantik und Liebe zieht sich wie ein buntes Band durch das ganze Leben dieser Frau.

Melanies Schwester, Jakobine, ist eine durchaus unselbständige Natur, eine Marionette ihres Mannes. Selten hat sie eine eigene Meinung, und auch dann wagt sie es nicht, sie ihrem Gatten gegenüber zur Geltung zu bringen. Für Melanie empfindet sie nur soweit herzlich und teilnahmsvoll, als es „der Karriere ihres Gatten" nicht schaden kann. Bei der Begegnung Melanies mit ihren Kindern bleibt sie vollkommen kalt; sie sieht darin nur eine effektvolle Theaterszene. Sie ist ihrer Schwester äußerlich wie innerlich unähnlich.

Die kleine Lydia, Melanies Töchterchen aus erster Ehe, zeigt für ihr Alter recht starke Antipathien. Rubehn haßt sie von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an. Vorahnend empfindet sie mit dem instinktiv richtigen Gefühl des Kindes, daß der Gast Unheil ins Haus bringe. Ihre Kritik der Mutter gegenüber ist unkindlich und ihre schroffe Verurteilung bei der Wiedersehensszene fast unnatürlich.

Anastasia, Melanies Freundin, wirkt unsympathisch; fast scheint es, als ob Fontane ihr die Schuld an Melanies Fehltritt beimesse. Sie läßt die beiden — absichtlich oder unabsichtlich — allein in dem verhängnisvollen Palmenhaus. Sie weiß, was vorgefallen ist, und hat nur spöttische Reden. Als treue Freundin hätte sie warnen müssen. Ihre Wohnung dient zum Stelldichein für die Liebenden. Die Vertrauensstellung, die sie einnimmt, nutzt sie später zu allerlei aufdringlichen Vertraulichkeiten aus. Sie gehört zu den Personen, die leicht lästig werden, weil es ihnen an Herzenstakt fehlt.

Anders die alte Tante Riekchen, die ein Seitenstück zu ihr bildet. Sie warnt vor der Gefahr in warmen Worten und ohne Melanie zu verletzen. Nachdem aber das Verhängnisvolle einmal geschehen ist, zeigt sie sich auch weiter als treue, zuverlässige Freundin. Ihr warmes Herz entschuldigt ihren Liebling mit tausend Gründen, obwohl sie Melanies Tun in ihrer schlichten Gradheit nicht billigen kann. Fontane liebt es ja, alte Damen zu schildern; Riekchen ist eine der gutherzigsten und liebenswürdigsten unter ihnen.



Cécile.

✿

In der Perlenkette der Fontaneschen Romane bedeutet Cécile diejenige Perle, die an Glanz und Pracht keineswegs die anderen überstrahlt, die aber doch einen so eigentümlichen, mattfarbigen, feuchten Schimmer hat, daß sie des Beschauers Blicke magnetisch anzieht. Je öfter und intensiver er hinschaut, desto mehr verborgene Leuchtpunkte entdeckt er. Es ist eine mattweiße Perle in dunkler Fassung.

Heller Sommersonnenschein liegt über den ersten Kapiteln ausgegossen. Nur hier und da wirft die düstere Vorgeschichte ihre Schatten auf das heitere Bild. Nach kurzer Zeit aber umzieht sich der ganze Himmel mit Wolken, die sich immer mehr zusammenballen, und schließlich bricht das Gewitter herein, ein Sturm fegt über die Blüten, ein jäher Blitz zuckt nieder, dem Schlag auf Schlag der grollende Donner unverzüglich folgt.

St. Arnaud, ein Oberst a. D. aus Berlin, ist mit seiner jungen Frau in einem Kurhotel der beliebten

Sommerfrische Thale im Harz abgestiegen. Cécile, die sich durch Schönheit, Eleganz und vornehme Haltung auszeichnet, erregt bald die Aufmerksamkeit der übrigen Hotelgäste. Ganz besonderen Eindruck übt sie auf einen jungen Ingenieur, Herrn von Gordon, aus, der bei Spaziergängen und Ausflügen ihr Begleiter wird, ihr huldigt, und dann gerade noch rechtzeitig abreist, ehe aus diesen galanten Huldigungen die lodernde Leidenschaft werden konnte. Er reist nach Berlin zurück; aber schon nach einigen Wochen, als er hört, Cécile sei zurückgekehrt, zieht ihn sein Herz nach ihrer Berliner Wohnung. Er macht dort einen Antrittsbesuch, dem in immer kürzeren Zwischenräumen weitere Besuche folgen. Aus brieflichen Mitteilungen seiner Schwester erfährt er die verhängnisvolle Vorgeschichte Céciles . . .

Die Mitteilungen der Schwester bewirken, daß Gordon, der bisher die Grenzen eines Kavaliers einer Lady gegenüber streng bewahrt hatte, in seinem Ton freier, in seinen Zumutungen kühner wird. Cécile sieht diese Wandlung zu ihrem größten Schmerz sich vollziehen, sie weist ihn wiederholt ernst zurück, er aber kontrolliert ihren Verkehr mit anderen, ohne daß sie ihm ein Recht dazu gegeben hätte, und als er sie eines Abends in Begleitung eines Mannes, den er als Rivalen auffaßt, in einer Theaterloge sieht, verfolgt er sie bis nach Hause und erniedrigt sich und sie so tief, ihr eine Eifersuchtsszene zu machen. Der Vorgang wird dem Oberst mitgeteilt, der nun nichts Eiligeres zu tun hat, als

in einem Duell seine vermeintlich angegriffene Ehre her-zustellen. Umsonst beteuert Cécile, daß nichts zwischen ihr und Gordon vorgekommen sei, was das Licht der Welt zu scheuen hätte; unbarmherzig besteht er auf seinem Willen, er betreibt ja das Totschießen „als eine Art Geschäft", es erheitert und stählt ihn. Gordon fällt in dem Duell. Cécile, deren Gesundheit ohnehin erschüttert war, kann diese neue Tragik nicht verwinden: konnte sie Gordon, den sie geliebt hat, im Leben nicht angehören, so will sie es wenigstens im Sterben. Sie gibt sich selbst den Tod, und ihre letzten Zeilen gelten ihrem geistlichen Freund und Berater, dem Hofprediger, der es unternimmt, den auf Reisen abwesenden Oberst von ihrem Ableben zu unterrichten.

Cécile tritt uns schon bei Beginn des Romans als eine körperlich und seelisch matte Frau entgegen. Eine müde Resignation lagert über ihr, die in seltsamem Widerspruch zu ihrer Jugend und Schönheit steht. Ihre Mienen haben einen so apathischen Ausdruck, daß ihr Kopf einer Marmorbüste gleicht. Nur hin und wieder huscht ein leises Lächeln oder ein bitterer Leidenszug über ihr Gesicht, fast niemals ein Hauch von Farbe, niemals ein Schimmer von Glück. In größerer Gesellschaft redet sie wenig; ganz und gar verstummt sie, sobald das Gespräch Kunst- oder Wissenschaftsgebiete streift. Davon versteht sie nichts. Da ihr Rang und ihre Erscheinung sie aber in vornehme Kreise führt, gerät sie oft in die peinvollste Verlegenheit, wenn ihre Bildungs-

lücken gar zu störend bemerkbar werden. Auf einem Ausflug in den Harzer Wald hinein kommt das Gespräch auf Quedlinburg, und das Geburtshaus Klopstocks wird erwähnt; dabei stellt sich heraus, daß der Dichter des „Messias“ eine für Cécile unbekannte Größe ist. Einiges Leben, Wärme und Interesse kommt eigentlich nur dann in sie, wenn ihr in sympathischer Weise gehuldigt wird. Diese starke Empfänglichkeit für zarte Huldigungen ist ihr hervorstechender Zug. Es ist die Kost, mit der sie auferzogen worden ist und ohne die das Leben ihr würzlos scheint. Sie sehnt sich nicht nach Huldigungen erotischer Art — damit hat sie abgeschlossen —, sondern sie will zarte Rücksicht, ritterliches Umwerben, herzliche Sympathie, alles Dinge, die ihr bei ihrem Gatten, dem eitlen Egoisten, versagt sind. Deshalb hascht sie förmlich nach Komplimenten, und die aufrichtige Bewunderung, die Gordon ihr entgegenbringt, kann nicht ohne Widerhall bei ihr bleiben. Ihre Augen leuchten auf, und ihre sonst so kühlen Züge beleben sich, so oft er ihr pikante Schmeicheleien in anmutiger Form sagt. Eine einzige dieser sympathisch gefärbten Pikanterien ist ihr tausendfach wichtiger als der ganze Harz mit all seiner Schönheit und historischen Berühmtheit. Für sie sind Wälder und Kurhotels nur vorteilhafte Kulissen für ihre Person. Dabei ist sie aber weit davon entfernt, das Gebaren einer Kokette zu zeigen; es ist eine durchaus distinguierte Art, mit der sie sich huldigen läßt; niemals entschlüpft ihr ein kokettes Wort; sie provoziert niemals,

sondern quittiert nur für jedes warme Wort mit einem halb glücklichen, halb wehmütigen Blick ihrer schönen Augen.

Cécile ist eine schweigsame Natur; jener Esprit, der fast allen Fontaneschen Frauen zu Gebote steht, fehlt ihr. Aber sie besitzt dafür etwas anderes: Herzenstakt und vornehme Haltung. Ihre gesellschaftliche Gewandtheit macht sie Gebildeteren überlegen. Ihre hauptsächlichste Lektüre bilden Erbauungsschriften, daher liegt ein religiös mystischer Zug in ihrem Wesen. In ihrem Blick liegt „etwas Katholisches, etwas Glut und Frömmigkeit und etwas Schuldbewußtsein" äußert sich Gordon einmal über sie. Ihre Ehe mit St. Arnaud erinnert oft an Effi Briests Ehe mit Innstetten. Ebenso wie dort der Landrat, hätte auch hier der Oberst es leicht gehabt, das Herz seiner jungen Frau ganz und gar auszufüllen; aber beiden Männern ist es viel zu unbequem, täglich Liebe und Rücksicht zu üben.

Auch den Aberglauben teilt Cécile mit Effi. Als eines Morgens in Thale die Schmetterlinge sie dicht umschwärmen, ruft sie ihrem Gatten entgegen: „Sieh nur, das bedeutet etwas," und als darauf St. Arnaud lachend meint: „O gewiß, es bedeutet, daß alles dir huldigen möchte," da merkt man es, wie wohl ihr solche Huldigungen tun, selbst wenn sie von St. Arnaud kommen. Einmal aber klingt eine bittere Anklage gegen ihren Mann aus ihren Worten zu Gordon: „St. Arnaud sieht mich frösteln und weiß, daß ich die Minuten zähle; doch was be-

deutet es ihm?" In diesen Worten liegt eine ganze Welt von bitterer Ironie und Überdruß, eine lange Ehegeschichte kurz zusammengefaßt.

Ihre Schönheit ist Céciles Gefahr von Jugend auf gewesen. Schönheit erzeugt bei Frauen Eitelkeit. Aber Fraueneitelkeit ist an und für sich nichts Unsympathisches und Störendes; eine geringe Dosis davon gehört seit Urzeiten zu den Insignien der Evastöchter; fehlt diese Dosis gänzlich, so wirkt eine Frau unliebenswürdig. Und deshalb ist es kein Verbrechen, wenn Cécile sich freut, daß sie in ihrem kleidsamen, pelzverbrämten Jackett zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung wird. Welche Frau täte es nicht? Philosophische Indifferenz gegen dergleichen Äußerlichkeiten können wir von Cécile nicht erwarten; sie würde ihr nicht anstehen. Welche Bewandtnis es eigentlich mit Cécile hat, woher es kommt, daß sie so gesellschaftlich geschult und doch so naiv ist, daß sie so gerne gefallen will, und doch ohne rechte Gefallsucht ist, daß sie alles mehr aus Gewohnheit als aus Koketterie tut, daß sie eine so vornehme Haltung hat und Auszeichnungen und Huldigungen erfahren zu haben scheint, aber wenig echte Neigung und Liebe, und daß sie eine unerklärliche Sehnsucht beherrscht, von irgend einem Drucke befreit zu werden, alle diese Fragen ruft der Dichter in uns wach, ohne sie fürs erste zu lösen. Wir werden gespannt, mehr als in irgend einem anderen Fontaneschen Roman; wir vermuten, bei jedem Kapitel den Schlüssel zu Céciles Wesen zu finden, aber es sind



immer nur leise Hinweise, fast scheue Andeutungen so diskreter Art, als ob Cécile nicht durch ein vorschnelles Wort kompromittiert werden sollte. Solange wie nur irgend möglich bleibt ihr Inkognito gewahrt, und man empfindet fast Mitleid mit ihr, als schließlich in einem Brief ihr guter Ruf angetastet und ihre Vergangenheit, die sie doch so gern vergessen möchte, unbarmherzig aufgedeckt wird.

Wie nahe Gordon schon nach den ersten gemeinsam verlebten Tagen Cécile steht, zeigt ihr Mienenspiel, als er plötzlich abreist und sich kurz vor der Abfahrt des Zuges von ihr verabschiedet. Sie verfärbt sich und muß erst den Ansturm ihrer Empfindungen bekämpfen, ehe sie ein paar passende Worte äußert. Ebenso impulsiv äußert sich ihre Freude, als er unvermutet sich ihr wieder nähert und Besuch in ihrem Hause macht. Eine so lebhafte Wiedersehensfreude verrät ihre Neigung. Weiter verrät sie ihre Parteinahme für Gordon, wenn sie den Abwesenden selbst in kleinen Dingen verteidigt: als ihr alter Freund, der Hofprediger, verschiedenes an ihm auszusetzen findet, widerspricht sie ihm und wird ganz verstimmt, als er Gordons Vorzüge nicht so uneingeschränkt gelten lassen will.

Die Freundschaft mit Gordon beglückt sie deshalb so sehr, weil er ein Fremdling in der Berliner Gesellschaft ist; er hat jahrelang im Auslande gelebt und weiß nichts von ihrer Vergangenheit. Aber sie zittert vor dem Tage, an dem er es erfahren könnte, und ist



voll trüber Ahnungen. Eine innere Stimme sagt ihr, daß dieser Verkehr verhängnisvoll für sie werden wird. Eine Melancholie bemächtigt sich ihrer, deren schwarze Schleier sie umhüllen, und ihre Seele wird durch ein inneres Grauen geschüttelt; ihr in die Zukunft gerichteter Kassandrablick vernichtet jeden Rest von Frohsinn. Nur einem vertraut sie sich in allen Lebensnöten an, ihm erschließt sie ihr Leid und offenbart ihm ihre Stimmung, das ist der protestantische Hofprediger, der ihr wahrster Freund ist. Sie läßt sich, obwohl sie im innersten Herzen immer Katholikin blieb, von ihm fast willenlos leiten und ordnet sich ihm unter. Ihre Natur bedarf der religiösen Anlehnung.

Gordon wirkt wie ein belebender Hauch inmitten der Schwüle ihres Lebens. Jeder Morgen bringt ihr einen Brief, ein billet-doux in Vers oder Prosa, der ihr seinen Gruß und seine Huldigung entbietet. Dieser Briefwechsel bleibt allerdings einseitig, weil Cécile fürchtet, sonst ihre mangelhafte Schulbildung zu verraten. Aber am Nachmittag kommt er ja selbst und holt sich die mündliche Antwort. Diese Tage der Courtoisie und des Seelenaustausches dauern so lange, bis Herr von Gordon aus einem Briefe seiner Schwester das Nähere über Céciles Vorleben erlebt. Ihre Lebensgeschichte ist der Kommentar zu den Grundzügen ihres Wesens.

Cécile war die Tochter der slawisch-polnischen Frau von Zacha, deren Ruf zum mindesten zweideutig war. Ohne Erziehung wuchs sie auf, schön und verwildert,

um nicht verwahrlost zu sagen. Ihr Vater, der Betriebsdirektor auf den fürstlichen Gütern war, lebte in Saus und Braus, wie es polnische Art ist, ohne Verantwortungsgefühl und ohne den Blick in die Zukunft zu richten. Nachdem die Schuldenlast ihm über den Kopf gewachsen ist, vollendet eine Kugel das Übrige. Als dieser Schicksalsumschwung für die Familie Zacha eintrat, war Cécile zwölf Jahre alt; ein Kindesalter unter zivilisierten Verhältnissen, anders bei ihr, da ihre kokette und oberflächliche Mutter sie frühzeitig wie eine Dame herausputzte, damit sie so bald als möglich als Lockspeise für reiche Kavaliere diene.

Je weniger sie lernte und wußte, desto besser für die Karriere, die Frau von Zacha für ihre Tochter im Auge hatte. Nur gefallen mußte sie, die Koketterie war die einzige Kunst, die Cécile zu üben hatte. Inzwischen wurde die polnische Wirtschaft weiter fortgeführt. Am Quartalsanfang, wenn die Pension kam, gab es Feste, Putz und neue Kleider, und wenn dann das Geld vertan war, wurde die übrigen Wochen lang gehungert, gedarbt oder geborgt. Tagelang nährte sich dann die Familie von Obst- und Gartenfrüchten oder auch Mandeln und Rosinen, um der Naschsucht Rechnung zu tragen. Bei solcher Kost und in solcher Atmosphäre gedeiht aber keine Mädchenknospe: die jungen Blätter werden dabei fahl und bleichen aus. Als die kleine Zacha kaum siebzehn Jahre alt war, sah sie der alte Fürst, kaufte sie der Mutter ab und ernannte sie zur „Vorleserin“ seiner

Gemahlin. Was derartige „Ernennungen" fürstlicher Lebegreise bedeuten, ist unschwer zu erraten. Cécile kam ins Schloß und blieb nach dem Tode der Fürstin als Gesellschafterin und Reisebegleiterin des Fürsten. Als auch der Fürst das Zeitliche segnete, vermachte er seinem schönen Teefräulein ein oberschlesisches Gut, wohin sie sich zunächst zurückzog; aber nicht für lange. Der kränkelnde Neffe des alten Fürsten trat auch in bezug auf Cécile die Erbschaft an und machte mit ihre weite Reisen bis in den fernen Süden. Als auch er ein Jahr darauf stirbt, kehrt Cécile als gefeierte Schönheit zu ihrer Mutter zurück; dort lernt St. Arnaud sie kennen, verliebt sich in ihre auffallenden Reize und heiratet sie. Kurz vor der Hochzeit empfängt er einen Brief eines Kameraden, der ihm mitteilt, daß die Verlobung eines Offiziers mit einer solchen Halbweltsdame nicht wohl angängig sei. St. Arnauds Stolz, noch mehr seine Eitelkeit ist dadurch getroffen; ein Duell mit tödlichem Ausgang wird die traurige Pforte, durch die sie zur Ehe schreiten. Seitdem lastet es wie ein Alp auf Cécile. Sie fühlt, daß ihr ganzes Vorleben unwürdig war, und daß sie gebrandmarkt ist. Sie trägt in anständiger Gesellschaft beständig eine Maske, weiß aber, daß keine Larve so undurchdringlich, kein Domino so unkenntlich macht, daß Gestalt und Form ganz zu verhüllen wären.

Daß Cécile auch nach ihrer Verheiratung auf andere Männer ihr Augenmerk richtet, beruht zum größten Teil darauf, daß ihr Gatte gar kein Verständnis für seine



junge Frau hat und sie stark vernachlässigt. Alle die tausend kleinen liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, die die zivilisierte Welt für liebreizende Frauen erfunden hat, Rosen- und Veilchensträuße, Schokolade und Konfekt, und nicht nur Blumenduft und Süßigkeiten, sondern auch liebeswarme Worte und herzliche Anteilnahme, das alles sind unbekannte Dinge für ihren rauhen Gatten. Kein Wunder, daß Cécile um so empfänglicher ist, wenn sie bei fremden Männern das findet, was der eigene Mann ihr vorenthält. Aber so gern sie sich auch das Werben Gordons gefallen läßt, so geschieht es doch immer in einer vornehmen Art. Es ist kein laisser faire, laisser aller; sie empfängt seine Huldigungen, wie eine Königin den pflichtschuldigen Tribut ihres Vasallen; sie läßt ihn sich begeistern und erwärmen und empfindet auch ebenso warm für ihn. Aber äußerlich bewahrt sie Reserve: ein huldvolles Lächeln und ein gütiges Kopfneigen, weiter läßt sie sich kaum herab. Die Frau eines spanischen Granden könnte kaum stolzer und selbstbewußter auftreten. Aber diese äußere Zurückhaltung entspringt bei ihr keinem Hochmutsgefühl; ihre Impulse werden von einem Gesetz geleitet, das sie sich selbst einst mit glühenden Lettern in die Seele schrieb, als St. Arnaud einen Unschuldigen niederschoß und sie selbst oder ihr Ruf doch im letzten Grunde die Schuld daran trug. Dieses Gesetz lautet in kürzester Fassung: ihre Frauenwürde in der Ehe rein zu halten, komme was da wolle. Und getreu diesem Vorsatz handelt sie. Sie freut sich

wohl ihrer Triumphe und läßt sich gern verehren, aber niemals weicht sie auch nur um Haaresbreite vom Wege ab, nachdem sie St. Arnauds Frau geworden war. Als Gordon nach Verlauf mehrerer Monate es wagt, eine kühnere Sprache zu führen, da weist sie ihn mit großer Energie zurück und läßt dabei einen solchen Grad von Trauer und Schmerz über seine unwürdige Haltung durchschimmern, daß er entwaffnet ist. Mit ihrem weiblichen Feingefühl hat sie es deutlich gemerkt, daß er etwas über sie und ihr Schicksal erfahren hat. Gerade aus dieser ernsten und tiefen Unterhaltung mit Gordon lernen wir Cécile am besten kennen. Sie gibt sich ihm gegenüber offen, weil sie sein volles Verständnis wünscht. Es ist eine schlichte, ansprechende Art der Selbst-kritik, wenn sie sagt: „Die großen Fragen interessieren mich nicht, und ich nehme das Leben am liebsten als ein Bilderbuch, um darin zu blättern." — Das war ja ihr Vorzug und zugleich ihr Fehl, daß sie wie ein Kind ohne jede Reflexion das Leben nahm. Es war ihr, wie sie richtig sagt, ein großes Bilderbuch; aber sie sah eben nur die bunten Bilder; den Text dazu, die Über- und Unterschriften konnte sie nicht lesen, und wenn sie etwas erklärt haben wollte, so war sie auf ihre Um-gebung angewiesen, und das war nicht immer gut. „Wenn ich auch durch all mein Leben hin in Eitelkeit befangen geblieben bin und der Huldigungen nicht ent-behren kann," so fährt sie in ihrem Bekenntnis fort, „so will ich doch, daß diesen Huldigungen eine bestimmte



Grenze gegeben werde. Das habe ich geschworen, und ich will diesen Schwur halten und wenn ich darüber sterben sollte." Das heißt jedenfalls offen und ehrlich vorgehen, sie spielt nicht mit Gordon, erweckt kein trügerisches Hoffen in ihm, es spricht Ernst und Treue aus jedem Wort. Treue nicht ihrem Mann, sondern sich selbst gegenüber; die Treue gilt ihrem Gelöbnis. So sehr Gordon durch diese Eröffnungen auch bewegt ist, er hat seine leidenschaftliche Sprache kaum noch in der Gewalt; gerade ihre schmerzliche Resignation webt einen Zauber um sie, der ihn vollends umstrickt.

Wenn Frauen zu schwach sind, um in einer Unterredung ihren Willen zur Geltung zu bringen, greifen sie gern zu einem anderen Mittel, um ihre Wünsche vorzutragen: dem Brief. Der Brief ist die Defensivwaffe der Frauen. Was Cécile, während Gordon ihr gegenüber sitzt und ein Arsenal von flammenden Blicken und feurigen Worten zu ihrer Eroberung aufbietet, nicht fertig bekommt, das schreibt sie einfach nieder: „Es geht nicht so weiter; wenn Sie nicht die Kraft haben, sich zu dem Ton zurückzufinden, den Sie früher anschlugen und der mich so glücklich machte, so lassen Sie das Gespräch das letzte gewesen sein. Es gilt Ihr und mein Glück. Ich beschwöre Sie: Trennung; oder das Schlimmste bricht herein." Der Brief enthält dann weiter das rückhaltloseste Geständnis ihrer Neigung, aber ebenso spricht der feste Wille daraus, diese Neigung zu beherrschen. Cécile ist keinen Moment schwankend, sie



kennt ihre Pflicht und geht aufrichtig und ehrlich zu Werke.

Das Schicksal scheint ihr zunächst helfen zu wollen. Gordon erhält einen neuen dienstlichen Auftrag und entschwindet für einige Zeit ihrem Gesichtskreis. Wie ein zündender Schlag wirkt dann ein unvermutetes Wiedersehen in der Loge des Opernhauses. Céciles Nerven versagen den Dienst; nur mit größter Anstrengung kann sie Herrin ihrer Bewegung werden. Gordons keckes Eindringen erst in die Loge, dann in ihren Salon, seine unmotivierte Heftigkeit, seine unberechtigte Eifersucht, das alles sieht sie als etwas Unwürdiges an. Ein solches Benehmen läßt sie sich, selbst von dem Manne, den sie liebt, nicht bieten. Sie stellt ihn ob seiner Kühnheit zur Rede. Sie weiß es, auch ohne daß Gordon es ihr sagt, daß er ihr nicht traut und eine Kontrolle für gut befindet. Er kann eben die Liebesabenteuer des armen Fräulein von Zacha von einst nicht vergessen. Das allein ist die Quelle seiner Eifersucht und seines freien Tones. Aber Cécile verwahrt sich gegen solche Rücksichtslosigkeiten trotz ihrer vorehelichen Erlebnisse. Sie hat nun einmal eine Grenze zwischen jenen längst zurückliegenden Ereignissen und dem Moment gezogen, da sie Ehefrau wurde, und wünscht, diese Grenze auch von anderen respektiert zu sehen. Seit dem Tage des unglückseligen Duells ringt sie danach, eine andere zu werden, und selbst als der Versucher in Gestalt Gordons an sie herantritt, hat sie die Kraft des Widerstandes





und das ernste Gefühl der Pflicht. In ihrem eigenen Salon muß sie sich, wie eine Sünderin, vor Gordon verteidigen. Warm, wahr und echt ist jedes Wort, das sie ihm auf seine brüsken Anklagen entgegnet; und als sie schließlich nichts mehr zu sagen weiß und doch das quälende Gefühl hat, ihn noch immer nicht überzeugt zu haben, da bemächtigt sich ihrer eine dumpfe Verzweiflung. Alle ihre eindringlichen, bittenden Worte waren an seinem Mißtrauen abgeprallt, er sieht nur die Kokette in ihr, die ihn umgarnt hat. Mit bitteren Spottworten verläßt er sie.

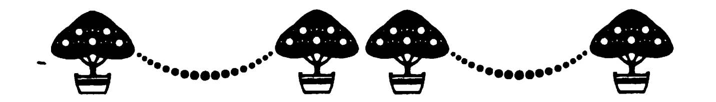
Nichts schmerzt eine liebende Frau mehr als ein Nichtglaubenwollen des geliebten Mannes; es empört und demütigt zugleich. Als St. Arnaud tags darauf von seiner Frau über den Hergang der Dinge Aufklärung wünscht, ist Cécile, wie immer, auch zu ihm wahr und offen. Sie hat ihrem Gatten nichts zu verschweigen: ist doch nichts vorgefallen, dessen sie sich zu schämen hätte. St. Arnaud stellt ein Kreuzverhör an, sie versucht, ihn milde gegen Gordon zu stimmen, und verteidigt ihn; das ist ganz natürlich, nicht nur weil sie ihn liebt, sondern vor allem, weil sie St. Arnauds Neigung zu Gewalttätigkeiten kennt. Sie ahnt noch nicht, daß es auch in diesem Falle zu einem Duell kommen würde. Als aber dann das Schreckliche doch eintritt und das Schicksal sie zum zweiten Male die Urheberin eines Mordes werden läßt, da bricht sie zusammen. Sie hatte Gordon sehr lieb gehabt; daß er ihretwegen stirbt, ver-

windet sie nicht. Das Leben ist ihr zuwider und unerträglich geworden; sie wirft es von sich.

Der Hofprediger war außer Gordon der einzige Mann, der es gut mit Cécile meinte und ihr Freundlichkeit entgegenbrachte. Ihre letzten Worte, das Beichtgeheimnis eines demütigen Herzens, sind an ihn gerichtet. Aber der Geistliche ist verschwiegen und pietätvoll und teilt nur den reinsachlichen Teil dieses wertvollen letzten Dokumentes mit. Die darin ausgesprochenen Wünsche und Bestimmungen Céciles zeugen von einem dankbaren Charakter; keinen vergißt sie, der ihr je etwas Liebes erwiesen hat. Sie ist offen bis zum letzten Atemzuge und verhehlt ihrem geistlichen Freund auch nicht, daß sie als Katholikin gestorben sei. „Ihre hundertfach erprobte Milde wird nicht daran Anstoß nehmen, daß ich meine letzten Gebete aus einem katholischen Herzen heraus gerichtet habe. Jede Kirche hat reiche Gaben, und auch der Ihrigen verdank' ich viel; die aber, darin ich geboren und groß gezogen wurde, macht uns das Sterben leichter und bettet uns sanfter." Und obwohl er ein protestantischer Hofprediger ist, achtet er doch das letzte Beichtgeheimnis und schweigt über alles übrige. Wenn er es lüften wurde, — zu Céciles Schande wäre es gewiß nicht. Sie hat ihr ganzes Leben lang, trotz allen Fehlens und Irrens, ein ästhetisches Feingefühl und einen Sinn für echt und unecht gehabt; und als der Flügelschlag des Todes sie schon umrauscht, da sagt sie ihrem väterlichen Freund zum letzten Male, was seit ihrer

Jugendzeit auf ihr gelastet und sie mit eiserner Schwerkraft zu Boden gezogen hat, so lange, bis ihre Seele das Im-Staubekriechen nicht mehr ertragen konnte und aus freiem Entschluß einen Höhenflug nimmt, ungehemmt durch irdische Hüllen, empor zu jenen Reichen, wo es kein Gut und Böse, kein Leiden und Dulden mehr gibt.





Schach von Wuthenow.

✿

„Schach von Wuthenow“ unterscheidet sich von allen bisher behandelten Romanen dadurch, daß hier ausnahmsweise einmal ein Mann im Mittelpunkt steht; aber um diesen Stamm herum ranken sich zwei Frauen gleich Arabesken. Fontane verficht hier wieder seinen Standpunkt: erzwungene Ehen haben keinen Bestand, einen Erfahrungssatz, den wir schon in „L'Adultera“ bestätigt fanden. Nur hat die Ehe Schachs von Wuthenow einen noch viel kürzeren Bestand: sie hört auf, noch bevor sie eigentlich angefangen hat. Es ist ein grausiges Finale, ein Selbstmord, der uns bei dem ersten Eindruck ebenso schrecklich berührt, wie der gewaltsame Tod des jungen Barons in „Stine“. Das Motiv ist allerdings gerade das entgegengesetzte. Der Baron erschießt sich, weil er ohne Stine nicht leben kann, und Schach tut es, weil er nicht mit Victoire leben zu können glaubt. Beide ergreifen die Flucht vor der Liebe und wissen kein anderes Ziel als das Schattenreich. Während Stine ihren Freund

als Mann verschmäht, ist in „Schach" das Mädchen, Victoire, die Verschmähte. Das eigenartige, psychologisch interessante Problem in dem letzten Roman ist, daß Mutter und Tochter, beide, ein und denselben Mann lieben. Der ganze Verlauf entwickelt sich in natürlicher Folge aus diesen Verhältnissen heraus.

„Ein Offizier verkehrt in einem adligen Hause, die Mutter gefällt ihm, und an einem schönen Maitage gefällt ihm auch die Tochter, vielleicht, oder sagen wir lieber sehr wahrscheinlich, weil ihm Prinz Louis eine halbe Woche vorher einen Vortrag über die »beauté du diable« gehalten hat. Aber gleichviel, sie gefällt ihm, und die Natur zieht ihre Konsequenzen. Was, unter so gegebenen Verhältnissen, wäre nun wohl einfacher und natürlicher gewesen, als Ausgleich durch einen Eheschluß, durch eine Verbindung, die weder gegen den äußeren Vorteil, noch gegen irgend ein Vorurteil verstoßen hätte. Was aber geschieht? Er flieht nach Wuthenow, einfach weil das holde Geschöpf, um das es sich handelt, ein paar Grübchen mehr in der Wange hat, als gerade modisch oder herkömmlich ist, und weil diese ‚paar Grübchen zuviel' unsern glatten und wie mit Schachtelhalm polierten Schach auf vier Wochen in eine von seinen Feinden bewitzelte Stellung hätte bringen können. Er flieht, löst sich feige von Pflicht und Wort, und als ihn schließlich, um ihn selber sprechen zu lassen, sein ‚Allergnädigster König und Herr' an Pflicht und Wort erinnert und strikten Gehorsam fordert, da gehorcht er, aber nur, um im Moment

des Gehorchens den Gehorsam in der allerbrüskesten Weise zu brechen. Er kann nun einmal spöttische Blicke nicht ertragen, noch viel weniger einen neuen Ansturm von Karikaturen und, in Angst gesetzt durch einen Schatten, eine Erbsenblase, greift er zu dem alten Auskunftsmittel der Verzweifelten: ‚un peu de poudre'."

Diesen Bericht schickt ein Offizier aus Schachs Bekanntenkreis an einen Freund. Und dieser Brief enthält, präzise gefaßt, die ganze Inhaltsangabe des Romans. Vielleicht hat Fontane deshalb diese Epistel eingeschaltet, um die verschiedenen Motive Schachs noch einmal recht deutlich zu zeigen. Manchem Leser könnte sonst leicht ein Schach-Zug entgangen sein und wäre es auch nur ein Winkelzug des Rittmeisters von Schach, und er begreift dann nicht, welche Umstände, oder sagen wir lieber, Vorstellungen, den armen Rittmeister Schach matt gemacht haben. Der ganze Roman mutet wie ein Schachspiel an; Victoire und der Rittmeister sitzen vis à vis am Schachbrett, und Frau v. Carayon gesellt sich hinzu. Aber Victoire vergißt, daß sie ja ursprünglich „Dame" spielen wollte, und Frau v. Carayon möchte den Wind drehen und glaubt, es handle sich um ein Mühlenspiel, bei dem sie beliebig auf- und zuziehen könne. Aber es ist weder das eine noch das andere, sondern das Schicksal spielt ein Hazardspiel mit ihnen; sie haben zu hoch eingesetzt und verlieren alles.

Frau von Carayon ist eine geistvolle Dame. Sie ist ganz die Frau des 18. Jahrhunderts, schöngeistig und

kunstverständig. Ihr Salon, der die Größen Berlins gastlich vereint, erinnert an die späteren literarischen Teeabende einer Karoline Schlegel; der Verkehrston ist ein wenig frei, aber immer takt- und espritvoll. An ihren Jours wird politisiert, debattiert, causiert; die noch jugendlich schöne Frau zieht alles in ihr Bereich, die vornehmsten Offiziere des Regiments ebenso wie die Poeten und Schriftsteller. Selbst Zacharias Werner, der damals teils vergötterte, teils verlästerte Dichter bittet um die Ehre, bei der vornehmen Frau verkehren zu dürfen. Aber Frau v. Carayon neigt bei alledem nicht zu Oberflächlichkeit und Flirt. Sie hegt zwar eine tiefe Neigung für den Rittmeister v. Schach, aber sie hat eine ganz eigene Scheu, dies sich selbst oder ihrer Tochter Victoire einzugestehen, obwohl Victoire ihr gern zu Hilfe kommen und das Band zwischen ihnen knüpfen möchte. Frau v. Carayon hält es einfach für unmöglich, daß ihr geheimster Herzenswunsch sich verwirklichen könnte; sie glaubt an eine Prädestination und schließt jedes ihrer Gespräche über dieses Thema: „Es geht nicht, es kann nicht sein; ich weiß es besser.“ Das klingt, als ob sie im Himmelshoroskop ihr Schicksal lesen würde, und die Sterne trügen sie nicht. Zwischen ihrem Lebensstern und dem des Rittmeisters steht wirklich ein störender Komet, der in unvermuteten Bahnen den Stern Schachs enger und immer enger umkreist, bis er mit dem hellen Lebensstern zusammenstößt und dieser im Weltenraum verschwindet. Inzwischen huldigt Schach ihr glühend und

rückhaltlos; er gesteht es offen, daß sie das Ideal einer Frau für ihn sei, „klug und doch ohne Gelehrsamkeit und Dünkel, espritvoll und doch ohne Mokanterie.“ Solche Liebesworte verfehlen ihren Eindruck natürlich nicht; sie liebt ihn wieder, und wartet wohl trotz aller Vorahnungen, daß er ihr eines Tages seine Hand anbieten würde.

Viel tiefer aber als den Rittmeister liebt sie ihre Tochter Victoire. Sie bringt ihr das größte Opfer und trägt ihr eigenes Liebesglück stillschweigend zu Grabe, als es mit dem der Tochter kollidiert. Die Ehrenrettung ihres Kindes steht ihr viel höher als jedes persönliche Glück. Sie zeigt das liebevollste Verständnis für die heikle Situation Victoires. Und dabei kommt ihr die Eröffnung ihrer Tochter wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sie hat den Geliebten verloren und sieht ihre Tochter durch ihn entehrt, und doch kommt kein Wort des Vorwurfes oder der Klage über ihre Lippen. Es ist wieder der schöne Fontanesche Glaube, der hier durchschimmert, daß das Edle in der Frauennatur vorherrscht. Ihre ganze Klugheit, energische und taktvolle Art kommt zum hellsten Ausdruck, als sie mit Schach über diese peinvolle Angelegenheit, die Rehabilitierung ihrer Tochter, redet. Man denke sich, eine Dame, Aristokratin durch und durch, sucht eine Unterredung mit einem Mann, den sie im stillen verehrte und liebte und der auch ihr bisher gehuldigt hat, der aber ihre Tochter verführt hat, und den sie nun ersuchen muß, durch eine möglichst schnelle



legitime Verbindung sein Vergehen wieder gut zu machen. Welche qualvoll-demütigende Situation für die schöne, stolze Frau. Aber sie entwickelt ihren Plan, ohne Schach auch nur einen einzigen Vorwurf zu machen, so zielbewußt und ruhig, daß sich alles einfach und selbstverständlich abrollt. Ohne Pathos und ohne nutzlose Klagen oder Heftigkeit; es ist einmal geschehen, folglich ist die Legitimierung des Geschehenen die einzig mögliche und selbstverständliche Konsequenz, so ungefähr gehen ihre Gedanken. So energisch auch ihr Wunsch zum Ausdruck kommt, so verbindlich und liebenswürdig bleibt ihre Sprache; sie redet nicht anders, als ob sie Schach zu einer Teeeinladung verpflichten wollte. Und als Schach sich einige Tage darauf mit allem einverstanden erklärt, da ist sie voller Freude. Ohne auch nur an das Opfer zu denken, gibt sie für ihre Tochter ihre eigene Liebe hin; sie betrachtet sich fortan als alte Frau, verschwunden ist alle Koketterie und alles Lebenslustgefühl, und an seine Stelle tritt eine gütige Mütterlichkeit und tiefstes Mitgefühl. Aber Frau v. Carayon bleibt keine Demütigung erspart. Als sie von Schachs feigem Rückzug, von seinem Wankelmut hört, ist ihr Gerechtigkeitssinn und ihr Familienstolz so tief verletzt, daß sie ihn mit den schärfsten und heftigsten Ausdrücken verurteilt. Worte wie „Treubruch“ und „Wortbruch“ hageln nur so über den Rittmeister herein. Bis aufs äußerste ist sie durch Schachs Flucht erbittert, alles natürlich im Interesse ihrer Tochter; für sie eifert sie bis zum maßlosen Zorn, für

sie kämpft sie wie eine gereizte Löwin für ihr Junges. Sie droht dem Rittmeister, selbständige, energische Schritte zu tun, falls er sich ihren berechtigten Wünschen weiter widersetzen sollte. Diese brüske Energie widerspricht ihrer Frauennatur; sie muß sich dazu zwingen, aber ihrer Tochter zuliebe findet sie schon den rechten Ton. Und als der feige Galan keine Miene macht, seine Pflicht zu erfüllen, da macht sie auch Ernst aus ihren Drohungen und führt ihren Entschluß unverzüglich aus. Keinen geringeren als den König ruft sie zu ihrem Richter und Fürsprecher an. Daß die Person des Königs hier benutzt wird, berührt etwas seltsam; fast wie in Molièreschen Stücken, nur mit dem Unterschied, daß bei Fontane auch der König an dem Lauf des Schicksals nichts ändern kann. Immer nur an ihre Tochter denkend, beschleunigt sie Aufgebot und Hochzeit. Schach gegenüber ist sie, als er sich ihren Anordnungen fügt, versöhnlich und liebevoll. Sie verzeiht ihm, daß er sie durch eine einzige leichtsinnige Stunde um ihr Liebesglück gebracht hat. Sie ist kraft ihrer Selbstlosigkeit vollkommen glücklich, als sie Schach nach seiner Trauung mit Victoire mütterliche Ratschläge gibt, dann seinen Arm nimmt und lachend sagt: »On revient toujours à ses premières amours«. Wer so scherzen kann, der empfindet keinen Liebesschmerz; es ist ein Moment reinster Freude, der dem düsteren Finale vorausgeht. Schachs Seelenkämpfe und Stimmungen gehören nicht direkt in diesen Rahmen, der nur Frauenbilder umgrenzen soll. Aber seine gewaltsame

Flucht aus dem Leben beleuchtet blitzartig die ganze Fontanesche Lebensauffassung und liefert einen Beitrag zu der Illustration seines Weltbildes. Die Menschen sind schwache, hinfällige Wesen; sie glauben oft in einem Anfall von Größenwahn, sie wären die Herren ihres Schicksals und versuchen es, eine Zeitlang dagegen anzukämpfen, aber immer werden sie besiegt von dem Höheren und Mächtigeren. Sie glauben ihr Schifflein zu steuern, aber sie täuschen sich; man kann eben nicht gegen Wind und Wellen kämpfen, sie erreichen ihr Ziel, die glückselige Insel nicht, verzweifeln und springen aus dem Schifflein heraus und stürzen sich in das wilde Element; vielleicht wirft es sie an den ersehnten Strand der Insel der Seligen.

Während Frau v. Carayon aktiv in die Geschehnisse eingreift, spielt Victoire eine mehr passive Rolle. Sie ist eine kleine Philosophin und neigt zu kontemplativer Art. Dieser Zug gibt ihr sofort wieder ihren Typus unter den Fontaneschen Frauen. Sie ist die Vertreterin des ernst veranlagten, sinnigen, durch äußere Umstände etwas melancholischen jungen Mädchens. Die Klugheit und Begabung, vielleicht auch den Wissendurst, teilt sie mit Corinna in Jenny Treibel, aber doch welche Kluft zwischen beiden; Corinna frisch, übermütig, ein wenig burschikos und oberflächlich dabei, Victoire sanft, zärtlich, mehr verinnerlicht und liebebedürftig, ganz Demut und Hingebung. Ein unscheinbares, aber süß duftendes Wiesenveilchen, das nur von einem einzigen gepflückt und

gehegt werden möchte; nur für den einen blühen, nur den einen erfreuen will.

Eine häßliche Pockenkrankheit ist wie ein verheerender Schneesturm über Victoires blütenfrisches Gesicht gefegt und hat abscheuliche Narben zurückgelassen. Unter dieser Entstellung leidet Victoire um so mehr, als sie in ihrer Kindheit auffallend schön war und gerade angefangen hatte, die Triumphe und Huldigungen, die ihrer Jugend und Schönheit gezollt wurden, entgegenzunehmen.

Victoire ist musikalisch, sie singt den Freunden ihrer Mutter wunderschöne Lieder vor. Die Musik gehört zu Victoire, sie wirkt melodisch in allem, was sie sagt; das ganze Mädchen ist wie ein schwermütiges Lenausches Lied in herzergreifender Schubertscher Komposition. Victoire setzt ihrer Mutter auseinander, wie vernünftig es wäre, wenn Frau v. Carayon den Rittmeister v. Schach heiraten würde, da sie sich doch beide lieben. Ihr kleine Hand möchte das Band zwischen beiden gern knüpfen; ahnungslos denkt sie nicht daran, daß sie selbst einst zu einer Scheidewand zwischen den beiden ihr so lieben Menschen werden sollte. Jedenfalls erhellt aus diesen intimen Zwiegesprächen, wie herzlich und freundschaftlich das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter ist. Ihre eigene Person stellt Victoire immer in den Hintergrund, so als ob sie dort mehr im Dunkel stände und durch ihre Häßlichkeit nicht stören könnte. Die Art ihrer Konversation ist geistvoll. Sie stellt dem Rittmeister von Schach gegenüber eines Tages Betrachtungen über Schönheit an.

„Sonderbar," meint sie, „daß alle historischen Personen, die den Beinamen des Schönen führen, mir unsympathisch sind. Und ich hoffe, nicht aus Neid. Aber die Schönheit, das muß wahr sein, macht selbstisch, und wer selbstisch ist, ist undankbar und treulos." Ihre Unterhaltungen sind meist ein jeu d'esprit. Der Hang zum Philosophieren ist eigentlich ihre größte Passion. Er ist ihr Sport und belebt sie ebenso wie etwa ein Reitpferd oder die Jagd. Es ist durch Schachs zweideutiges Benehmen ein unbewußter Wettbewerb zwischen Mutter und Tochter getreten. Victoire glaubt sich von dem Rittmeister bald besonders bevorzugt, bald fühlt sie sich enttäuscht und zurückgesetzt. Ein Brief an ihre Freundin verrät ihre Stimmungen. Alle Fontaneschen Briefe sind Seelenschlüssel; sie öffnen das letzte Geheimfach, das Allerheiligste des Tempels der Gefühle; der Hohepriester, in diesem Falle der Leser, hat aber nur gerade Zeit, einen andachtsvollen Blick in das Heiligtum zu werfen; dann schließen sich die Pforten wieder, und auch Victoire erscheint dann wie vorher, wunschlos und ruhig. Aber dieser eine scheue Einblick genügt, um ihre schwärmerische Begeisterung für Schach zu offenbaren. Sie schwebt zwischen Hoffen und Fürchten, zwischen klagender Enttäuschung und zartem, leise hervorbrechendem Liebeswunsch. Es ist unverkennbar Liebe, wenn sie selbst Schachs Fehler beschönigt und sich in den schwärmerischsten Bezeichnungen für ihn erschöpft; sie nennt ihn „ritterlich, diskret, imponierend, voll natürlichen Ansehens, espritvoll, voller Redlichkeit

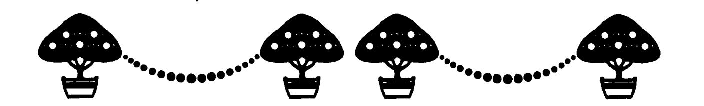
und Gescheitheit". Sie ist ganz das liebende Mädchen, die einen Halbgott in ihrem Auserwählten sieht. Neben allen diesen halbgöttlichen Eigenschaften fehlt dem Erwählten nur eine sehr menschliche: die Kraft der Liebe. Er läßt sich lieben, ohne selbst etwas dafür einzusetzen. Und das vergißt Victoire. Der Brief klingt aber doch in einer trüben, resignierten Schlußwendung aus. Sie unterschreibt: „Vergiß nicht ganz Deine, wie Du weißt, auf ein bloßes Pflichtteil des Glückes gesetzte Victoire". Aber mit diesem Pflichtteil für die Tochter will sich die Mutter durchaus nicht zufrieden geben; sie strengt einen Prozeß an, jedoch obwohl ihr Anwalt der König ist, verliert sie und ihre Tochter ihn in letzter Instanz doch, alle Berufung war erfolglos, und Victoire muß sich schließlich mit dem Schadenersatz, der in der äußeren Rehabilitierung besteht, begnügen. Das Tragische in Victoires Lebensgeschichte besteht darin, daß ihre Häßlichkeit in der Umgebung, in der sie lebt, unüberwindlich erscheint. „Ein gewisser Reiz der Erscheinung ist ihr freilich geblieben, aber es sind immer nur Momente, wo die seltene Liebenswürdigkeit ihrer Natur einen Schönheitsschleier über sie wirft und den Zauber ihrer früheren Tage wiederherzustellen scheint," so äußert sich Schach einmal. Eine solche verschleierte Stunde muß es gewesen sein, als Schach sie eines Tages allein zu Hause trifft und, alles andere vergessend, ihr glühende Liebesworte sagt. Sie plaudert mit ihm und, wie so oft, mokiert sie sich über ihre eigene Häßlichkeit. Ihre bittere Selbstironie

ist so geistvoll und doch dabei so mitleiderregend, daß Schach hingerissen wird und ihr enthusiastisch huldigt. Die arme Victoire ist so glücklich in dem Wahn, geliebt zu werden. Um so enttäuschter wird sie, als Schach wenige Tage darauf, völlig entnüchtert, einen zwar freundlichen, aber verletzend reservierten Ton anschlägt. Und als das so herb enttäuschte Mädchen schließlich zu der Erkenntnis gelangt, daß der Rittmeister viel zu eitel ist, um ein unschönes Mädchen zu seiner Frau zu machen, da ist ihr das ganze Leben zuwider, sie verabscheut sich und ihr entstelltes, gebrandmarktes Äußere. Aber sie hat doch die ganze Hochherzigkeit eines selbstlos liebenden Mädchen, sie beschwört ihre Mutter, Schach nichts von ihrer Verzweiflung zu sagen und ihn unbehelligt zu lassen. Sie will ihm gern das Opfer ihres eigenen Lebensglückes bringen und nimmt alle Schuld und alle Sühne auf sich selbst. Nicht sie, sondern ihre Mutter bringt alles wieder scheinbar in Ordnung.

Psychologisch interessant ist, wie Victoire Schachs Selbstmord deutet. Alle Welt meint, er hätte den Spott seiner Kameraden, ein so häßliches Mädchen geheiratet zu haben, nicht ertragen können. Victoire dagegen meint, nicht ihrer Person habe diese Flucht aus dem Erdenleben gegolten, sondern der Ehe im allgemeinen. Er gehörte durchaus zu den Männern, die nicht für die Ehe geschaffen sind, sagt sie. „Ein Kardinal läßt sich eben nicht als Ehemann denken und Schach auch nicht.“ Sie betrachtet die Sache ruhig und nüchtern und ist glücklicher, als je

vorher. Sie lebt mit ihrem und Schachs Kind in Rom, der Stadt des Glaubens; sie neigt zum Katholizismus und führt ein schwärmerisch-religiöses, innig-gläubiges Leben. Das Muttergottesbild in dem Rundbogenbau der uralten Kirche Araceli neben dem Kapitol lächelt trostreich auf die junge, fast jungfräuliche Mutter mit dem Bambino herab.





Stine.

✿

Die Witwe Pauline Pittelkow ist die Maitresse eines alten Grafen. Sie lebt mit ihrer halbwüchsigen Tochter Olga und ihrem jüngsten Kinde in einer sauberen Wohnung im Norden Berlins. Sie liebt den Grafen keineswegs, sie hat in das Verhältnis nur gezwungen, infolge ihrer großen Armut, gewilligt, einfach als Resultat einer nüchternen Überlegung: sie betrachtet es wie ein gegenseitiges Kontraktverhältnis und tut nicht mehr und nicht weniger als das, wozu sie sich durch diesen Vertrag verpflichtet glaubt. Ihre Schwester Stine, ein ernstes, junges Mädchen, hat sich ihre völlige Unschuld bewahrt und lebt als Stickerin in der oberen Etage desselben Hauses bei einem Ehepaar, das durch Zimmervermieten selbst mietefrei wohnt. Bei einem Festgelage in Paulinens Wohnung lernt Stine den Neffen des alten Grafen, einen kränklichen jungen Baron, kennen. Waldemar verliebt sich in ihre mädchenhafte Sanftmut und Herzensgüte, besucht sie, trotz Stines anfänglichem Wider-

stand, regelmäßig in später Nachmittagsstunde, um mit ihr zu plaudern, und er, der sich sonst scheu von allen Menschen zurückzieht, erschließt ihr sein ganzes Seelenleben. Er hat eine einsame, freudlose Jugend verlebt; es sind die ersten und einzigen Glücksstunden, die er in dem ärmlichen Zimmer der Invalidenstraße verlebt. So kommt er zu dem Entschluß, Stine zu heiraten und teilt diesen Plan dem Onkel mit. Dieser erklärt ihn für verrückt, verweigert ihm jede Fürsprache und eilt entrüstet zu Pauline, die er für alles verantwortlich macht. Pauline selbst aber ist viel zu vernünftig, um den Heiratsplan gutzuheißen oder gar zu unterstützen; sie hatte Stine längst vor dem „kranken Huhn" gewarnt und verabredet nun mit dem Grafen, Stine unter irgendeinem Vorwand auf Reisen zu schicken. Aber es bedarf ihrer Einmischung gar nicht mehr. Das Leben selbst oder richtiger der Tod hat inzwischen dem süßen Liebesspiel ein grausiges Ende bereitet. Als der junge Baron Stine seine Liebe erklärt und ihr seine Hand anträgt, weist sie ihn ruhig, aber bestimmt ab.

Ihr liegt der Gedanke an eine solche Heirat völlig fern; sie hatte nie, auch in ihren einsamen Stunden nicht, davon geträumt. Sie hatte es als selbstverständlich betrachtet, daß dieser Liebestraum eines Tages zu Ende sein würde. Auch von Waldemars Vorschlag, mit ihr nach Amerika zu gehen, mag sie nichts wissen. Sie schüttelt auf alle Fragen nur den Kopf und sagt: „Glaube mir, es geht auch drüben nicht." Sie sieht seine tiefe

Liebe und bleibt trotzdem bei ihrem Nein. Waldemar geht fort, im innersten Herzen getroffen: zu Hause angelangt, läßt er sein verfehltes Leben in Gedanken noch einmal Revue passieren und nimmt dann Gift. Das Leben, das ihm, bevor er Stine kennen lernte, wertlos gewesen war, erscheint ihm nun, nachdem er ihrer Liebe begegnet war, ohne sie gewinnen zu können, als unerträgliche Qual. In Haldern, dem Stammsitz des Barons, trägt man ihn zur letzten Ruhe. Stine wohnt der Feierlichkeit bei und kehrt todmatt, fiebernd und tief unglücklich zu Pauline zurück. Die herzlose Äußerung der Frau Polzin: „Die wird nicht wieder," erscheint nur allzu wahr. Die Trennung von Waldemar hätte sie verwinden können; aber der Gedanke, daß sie die Ursache seines gewaltsamen Todes ist, gibt auch ihr einen Stoß, von dem es schwer ein Erholen gibt.

Wie so oft bei Fontane stehen auch in dieser Novelle zwei Frauen im Vordergrunde. Die Erlebnisse gruppieren sich um das ungleiche Schwesternpaar Pauline und Stine. Nur gerade soviel Handlung ist aufgewendet, als nötig ist, um ihre Wesensart, ihre Lebensanschauung und ihren Charakter hervortreten zu lassen. Die Situationen sind so lebenswahr, die Gespräche so lebhaft und die Szenen so anschaulich, daß man während des Lesens sich in ein Schauspielhaus versetzt glaubt; man sieht und lauscht nicht nur, man erlebt das Drama mit. Mit wenigen Strichen versteht es der Dichter, uns Pauline von vornherein sympathisch zu zeichnen. Die wohlgepflegte

Sauberkeit an ihrer Person, sowie in ihrer Wohnung berührt angenehm. Zu der Aufrechterhaltung solcher blitzenden Sauberkeit gehört Fleiß und Ordnungssinn. Pauline scheut die Arbeit nicht, sie putzt und wäscht mit Feuereifer, bis alles so blank ist, wie sie es liebt. Ihrem Verhältnis zum Grafen liegt die tägliche Not des Lebens, aber keine Liebe zugrunde. Er ist ihr eher widerwärtig als angenehm; kündigt er ihr seinen Besuch an, so ist sie keineswegs erbaut darüber, sondern betrachtet es als unangenehme Störung und macht sich in Selbstgesprächen, wie „Altes Ekel, immer verquer!" Luft. Resigniert empfängt sie ihn dann, wie man eine unsympathische Pflicht erfüllt. Ihrer ganzen Sprache und Ausdrucksweise nach gehört Pauline den unteren Volksschichten an. Es ist die Berlinerin des Nordens, die „mir" und „mich" verwechselt und unverfälschten Berliner Straßenjargon redet. Auch die vollkommene Ungeniertheit vor ihrer halbwüchsigen Tochter, wenn sie ihr den Besuch „des Ollen" sans gêne ankündigt, zeigt die Atmosphäre der gewöhnlichen Leute. Vor Bildung und Schule hat „die Pittelkow" wenig Respekt. Braucht sie ein Stück Schreibpapier, so reißt sie ohne Umstände eine Seite aus Olgas Schulheft heraus. Trotz alledem verfügt sie über ein gut Teil Herzensbildung. Ihr edelster Zug ist ihre Liebe zu Stine; sie umgibt die junge Schwester mit einer innigen, mütterlichen Zärtlichkeit. Sie freut sich, so oft sie Stine sieht, sie hält sie für etwas Besseres, Höheres und ist ordentlich stolz auf ihr „Stineken". In einem

Gespräch mit ihr berührt sie auch einmal die Motive ihres Lebenswandels. Sie räsonniert in allen Tonarten über den Grafen, aber — „Was soll man tun? Wovon soll man leben?“ so schließen ihre Betrachtungen. Sie liebt gewiß die Arbeit und fühlt sich nur wohl, wenn sie so ordentlich schaffen kann, aber dann kommen auch Tage und Wochen, wo sie krank und elend ist; wie soll sie dann für sich und Olga sorgen. So ein Graf ist kein sympathischer Ausweg für sie, aber doch der einzig mögliche. Ihr Anstandsgefühl zeigt sich bei jeder anstößigen Rede des Grafen. Namentlich kann sie Witzeleien über ihr Verhältnis nicht vertragen. Für sie ist das eine bitterernste Sache, die man vor anderen zwar nicht verheimlicht, aber bei der Witze und Späße absolut nicht angebracht sind. Als er sie einmal in einem kleinen Gesellschaftskreis, durch Weinlaune zum Scherzen angeregt, „Königin der Nacht“ nennt, weist sie ihn ganz rabiat in die Schranken des Anstandes zurück, was ihr auch gelingt, da der Graf ihr heftiges Temperament fürchtet. Aber ebenso verhaßt ist ihr jede geheuchelte Prüderie. Als ihre Freundin sich ziert und weigert, ein freies Lied zu singen, „weil es noch zu früh wäre und über die Grenze ginge,“ da ärgert sich Pauline aufrichtig über dieses „Gehabe“ und setzt ihr das Unmotivierte einer solchen Ziererei auf ihre drastische Art auseinander: „Jott, Wanda, Irenze, wenn einer so etwas hört. Man is entweder rüber oder man is nich rüber. Un wenn man erst rüber is, und wir sind rüber, dann ist es auch ganz

egal, ob es Klock zehn is oder Klock elfe. Immer anständig, dafür bin ich, aber zieren kann ich nicht leiden." Solche Worte zeugen von ihrer urgesunden und vernünftigen Auffassung der Dinge, im Gegensatz zu Wandas scheinheiligen Tugendrückfällen.

So heftig und schlagfertig Pauline auch sonst ist, so ruhig bleibt sie, so oft ihre Nachbarsleute böse Reden über ihr Verhältnis zu dem Grafen führen. Es ist nicht das Schuldbewußtsein, das sie verstummen läßt, denn sie faßt ja die ganze Sache als richtigen, ehrlichen Handel auf. Aber sie kennt auch das Urteil der Welt und denkt zu gerecht und zu verständig, um daran rütteln zu wollen. „Ja, Stine, das ist nun mal nicht anders; wer sich in den Rauch hängt, der wird schwarz" ist das Resümee ihrer Erfahrung. Die Hauptsache ist ihr, den einmal übernommenen Kontrakt auch gewissenhaft zu halten. Auch darin ist sie wieder ein Gegenstück zu Wanda, die wie ein freier Vogel lebt, heute liebt und morgen untreu wird. Pauline betrachtet sich kraft ihrer Abmachung als gebunden und handelt auch danach. Man kann seine Pflichten kaum ernster nehmen als Pauline es tut. Und, was immer die Hauptsache für ihren Charakter bleibt, sie tut das alles nicht, um etwa luxuriös oder bequem leben zu können, denn sie ist eine durch und durch auf Arbeit, Wirtschaftlichkeit und Einfachheit gestellte Natur, sondern es ist nur die bittere Notwendigkeit, das harte Muß, das sie zu diesem Leben zwingt. Aber niemals sinkt sie in ihrer Denkart zur



Dirne herab. Ihr Leben zeigt das alte Lied des verführten Mädchens mit einigen günstigen Variationen. Mit neunzehn Jahren verführt, mit zwanzig Jahren Mutter. Olga wuchs zuerst vaterlos heran. Pauline war mit einer Summe Geldes abgefunden und infolgedessen eine gute Partie geworden. Sie heiratete einen redlichen, braven Mann und lebte in mustergültiger Ehe mit ihm, bis er starb. Sie hatte ihn treu und aufopfernd gepflegt und ihren letzten Groschen für ihn hingegeben. Vollkommen schutz- und mittellos stand sie nun da, da kam der Graf, und sie willigte in den „Dienst" bei ihm. Der gestrenge Moralist möchte sie vielleicht deshalb verurteilen, und trotzdem, wenn man es recht bedenkt, bleibt dem Leser das verdammende Wort in der Kehle stecken, und Fontanes Lebensweisheit und Milde trägt wieder einmal den Sieg davon. Denn trotz ihres unsittlichen Lebens ist Pauline im Kern doch eine sittliche, kerngesunde Natur. Sie ermutigt Stine in ihrer keuschen Lebensführung; für sie ist das „Auf-sich-halten" das Klügste und Wünschenswerteste, wenn auch nicht das Notwendige und immer Mögliche. Aber sie freut sich, daß es bei Stine möglich ist. Sie ist auch die Erste, die Stine vor den Besuchen des Barons warnt; sie fürchtet für die Unschuld und noch mehr für die Ruhe ihrer jüngeren Schwester. Als Stine sie beruhigen will und ihr versichert, es wäre keine Liebschaft, da ahnt ihr Fraueninstinkt eine tragische, große Liebe, und sie bricht in die Worte aus: „Jott, Liebschaft ist lange nicht das

Schlimmste. Glaube mir, daran stirbt keiner, un auch nich mal, wenn's schlimm geht. Was is denn groß? Na, dann läuft 'ne Olga mehr in der Welt 'rum, un in vierzehn Tagen kräht nich Huhn noch Hahn mehr danach. Nein, Stine, Liebschaft is nich viel, Liebschaft ist eigentlich gar nichts. Aber wenn's hier im Herzen sitzt, dann wird es was, dann wird es eklig." Sie warnt sie eindringlich davor, sich in den Baron zu verlieben, denn das Ende wäre doch, daß er sie im Stich läßt und mit einer hochgeborenen Dame sich auf die Hochzeitsreise begibt. Pauline kennt Stines sentimentale Natur und möchte sie vor Liebesgram und einem verpfuschten Leben bewahren. Sie wünscht für ihre Schwester, wie sie auch dem Grafen später auseinandersetzt, einen braven Kunstschlosser, der sie liebt, als Mann. Das Intermezzo mit dem Baron hat sie nicht eingeleitet, wie der Graf glaubt, sondern möchte im Gegenteil alles daran setzen, um es ungeschehen zu machen. Sie „pustet" was auf Grafen und Barone; Glück erwartet sie nicht von ihnen. Am hellsten leuchtet ihre schwesterliche Liebe, als Stine totmatt von der Beerdigung zurückkehrt. Pauline glaubt, ein Schimpf wäre ihrer Schwester angetan worden, und droht den Graf zum „Deibel zu jagen", falls er ihr nur das Geringste getan habe. Da siegt Schwesterliebe über die Brotsorge für ihre und ihres Kindes Existenz. Mit rührender Fürsorge ist sie um die unglückliche Schwester bemüht, bis es ihr gelingt, deren physische und geistige Starrheit zu lösen.

Fontane zeichnet öfters ungleiche Schwestern, die trotz ihrer Verschiedenheit aneinander hängen („Poggenpuhls", „Stechlin"). Stine ist die veredelte Abart von Pauline. Sie ist nicht so robust und gesund, nicht so lebensklug und praktisch wie Pauline, mehr ein bleiches Treibhauspflänzchen, zart und keusch. Ihr Innenleben ist komplizierter und steht auf einer höheren Stufe. Sie hat einen Hang zum Träumen und fühlt sich heiter und befriedigt in ihrer stillen Tätigkeit.

Ein ausgeprägtes Anstandsgefühl ist ihr hervorragender Zug, weit mehr als bei der Schwester. Wir sehen es bald in der als Ouverture dienenden Szene, wo Pauline der Schwester ankündigt, daß der alte Graf seinen Neffen, der so verhängnisvoll für Stine werden solle, mitbringen will. Daß ein Onkel seinen jungen Neffen zu seinem Verhältnis mitbringt, empfindet Stine sofort als ungehörig und unziemlich. Nur gezwungen und um Pauline nicht zu verletzen, erscheint sie bei dem „Gesellschaftsabend". Sie fühlt, daß sie da nicht hingehört, zeichnet sich aber trotzdem, ganz im Gegensatz zu Wanda, durch große Bescheidenheit aus. Gleich bei der Vorstellungskomödie, deren Hohn nur sie herausmerkt, fühlt sie sich bedrückt und wird rot, während Wanda alles ganz in der Ordnung findet und Pauline nur etwas von „Afferei" brummt. Die Herren empfinden auch selbst in ihrer angeregtesten Weinlaune den Unterschied zwischen Stine und den anderen. Ihre Unschuld und Keuschheit flößt ihnen Scheu ein. Keiner wagt eine Intimität,

keiner tritt ihr zu nahe. Je wüster das Treiben des Grafen und Wandas wird, desto mehr zieht Stine sich in sich selbst zurück. Sie schweigt zu allem und wechselt nur dann und wann einen Blick mit dem jungen Baron der sie versteht. Als der Baron ihr wenige Tage später seine Aufwartung macht und sie seinen Besuch erschrocken mit der Begründung abweist, daß ein alleinstehendes Mädchen auf seinen Ruf halten müsse, und sie keine Herrenbesuche empfangen könne, verrät sie wieder einen hohen Grad von Schicklichkeitsgefühl. Als er sich jedoch nicht so schnell abweisen läßt, da setzt ihm Stine mit ein paar eindringlichen Worten ihre Lebensansicht auseinander. Sie ist tolerant in der Beurteilung des Lebenswandels ihrer Schwester und verteidigt sie sogar warm, aber sie selbst könnte ein solches Leben nicht ertragen. Gerade weil sie es vor Augen sieht, schreckt es sie ab. Lieber will sie rastlos arbeiten und sich ihr Leben lang quälen, als sich mit Herren abgeben und Anzüglichkeiten und Scherze über sich ergehen lassen. Sie fühlt sich glücklich in ihrer zurückgezogenen, arbeitsreichen Lebensführung und bittet den Baron, nicht wieder zu kommen.

Seine Gegenwart beunruhigt sie. Nur aus Rücksicht für die Schwester verbietet sie ihm nicht ihr Haus. Aber ihr ist eigentümlich bang zumute, als er ihr sagt, daß er durchaus wiederkommen will. Sie gelobt sich selbst noch einmal, was sie schon ihrer Mutter auf dem Sterbebette versprochen hatte, „sich zu halten". Und sie hält sich

und damit ihr Versprechen. Es entspinnt sich nun ein platonisches Liebesverhältnis zwischen der kleinen Stickerin und dem vornehmen, jungen Baron. Immer sitzt sie emsig an ihrem Stickrahmen und plaudert dabei mit ihm. Sie erzählt ihm von ihrer armseligen Jugend, wie sie seit ihrem fünfzehnten Jahre für ein großes Tapisseriegeschäft stickte und wie heiter und zufrieden sie dabei sei. Für den pessimistischen Baron hat sie immer ein paar herzliche, ermutigende Trostworte. Die Liebe hat in ihrem bisher unberührten Herzen Wurzel geschlagen. Voller Begeisterung und mit einer ihr sonst fremden Lebhaftigkeit schildert sie der Schwester seine Vorzüge. Seine Bescheidenheit und Aufrichtigkeit entzückt sie, und ein ganz klein wenig gefällt sie sich wohl auch in der Rolle der barmherzigen Schwester; er bedarf ihres Zuspruches, ihrer tröstenden Gegenwart, es tut ihr wohl, dem unglücklichen jungen Manne, der sich nach Liebe und Verständnis sehnt, ein paar frohe Stunden verschaffen zu können. Sie betrachtet aber diese poetischen Liebesstunden stets nur als ein Intermezzo, das eben eines Tages aus sein müsse. Sie will keine Schlüsse daraus ziehen, keine Verwirklichung ihrer Träume, keine Heirat. Als er ihr seine Hand anbietet, weist sie ihn erst angstvoll beschwörend, dann eindringlich entschieden ab. Sie handelt anders, als tausend Mädchen in ihrer Lage gehandelt haben würden. Es ist ein ganz merkwürdiger, unerwarteter Zug, wie so oft bei Fontane. Es hätte ebensogut ganz anders kommen können. Der Realist schildert eben das Leben

mit seinen tausend Möglichkeiten, die sich ebenso leicht in Wahrscheinlichkeiten und Gewißheiten, wie in Trugschlüsse und Unmöglichkeiten wandeln können. Das Leben spielt sich in den Fontaneschen Romanen, ebenso wie in der Welt, nicht wie ein mathematisches Rechenexempel ab, sondern wird nach geheimen, unerforschlichen Gesetzen regiert, die seelischen Triebfedern sind unberechenbar, und das Ich des Menschen ist eine stetig wechselnde, komplizierte und veränderliche Substanz.

Stine entsagt aus unüberwindlicher Bescheidenheit. Sie käme sich lächerlich als Gräfin Haldern vor und möchte dem geliebten Mann keine Last sein. Ihr religiöser Sinn sträubt sich auch dagegen, ohne den Segen und die Einwilligung der Eltern des Barons zu heiraten. Mit seltenem Starrsinn bleibt sie bei ihrem „Nein", auch als sie seinen Schmerz sieht. Sie kann sich nicht in den Gedanken finden, Gräfin Haldern zu werden, sie ist nicht für das Außergewöhnliche. So entsagt sie eigentlich ohne tieferen Grund und zerstört dadurch beider Lebensglück. Als sie dann die Folgen ihrer Weigerung vor Augen sieht und an der Begräbnisfeierlichkeit des Geliebten teilnimmt, ist sie tief ergriffen, bis ins Innerste getroffen. Das hatte sie nicht geahnt! Aber auch im Übermaß ihres Schmerzes verläßt sie ihr Taktgefühl nicht. Als der herrschaftliche Wagen mit den Verwandten Waldemars vorüberrollt, weicht sie schnell zur Seite, um nicht gesehen zu werden. Doch der alte Graf erkennt sie und bittet sie, einer ritterlichen Wallung folgend, einzusteigen. Sie stand ja

Waldemar von allen Menschen am nächsten; trotzdem dankt sie ablehnend mit einem Kopfschütteln. Innerlich aber leuchtet es auf in ihr, daß sie in diesem Moment als gleichberechtigt von der Familie des Barons anerkannt worden war.

Problematisch bleibt die Weigerung Stines doch. Man weiß nicht recht, ist es bei ihr heldenmütige Selbstüberwindung, der höchste Gipfel der Selbstlosigkeit, oder eine gewisse Feigheit, eine zagende Schwäche und ein Manko an echter, großer, siegender Liebe, die kein unüberwindliches Hindernis kennt.

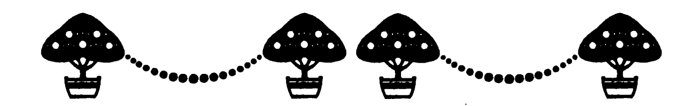
Frau Polzin, die Nachbarsfrau und Stines Zimmerwirtin gehört der niedersten Klasse an. Ihre hervorstechendsten Züge sind Geiz und Neugier. Obwohl sie und ihr Mann in verhältnismäßig guten pekuniären Verhältnissen leben, vermieten sie jeden nur entbehrlichen Raum, um frei wohnen zu können. Ihre knauserige Sparsamkeit geht soweit, daß sie das Brot immer erst alt werden läßt, weil das frische sich zu schnell wegschneidet. Ihr bester Zug ist ihr Stolz auf ihren Mann, der Teppichfabrikant und in seinen Mußestunden Lohndiener ist; sie streicht seine Vorzüge bei jeder Gelegenheit heraus. Eine niedrige, gemeine Gesinnung beweist sie bei dem ersten Besuch Waldemars bei Stine. Sie geniert sich nicht, das ganze Gespräch hinter der Tür zu belauschen. Ein ideales Liebesverhältnis kann sich eine Frau ihres Schlages natürlich nicht vorstellen. Sie glaubt an einen unziemlichen Verkehr und beratschlagt bereits mit ihrem

Mann, ob sie daraufhin nicht Stine um fünf Mark steigern sollte. Sie ist eine schmutzige, berechnende Kupplernatur, die nur niedrige Denkart kennt. Sie hat auch keine allzu einwandsfreie Vergangenheit, wie aus einem halben Streit mit ihrem Manne hervorgeht. Natürlich leugnet sie stets ab, gehorcht zu haben; wenn Pauline sie fragt, ob Besuch bei Stine sei, antwortet sie stereotyp: „Sie wissen, liebe Frau Pittelkow, wir sehen und hören nichts." Ihre ganze Herzlosigkeit aber zeigt sich in ihren Worten, mit denen der Roman schließt. Herr Polzin meint, wenn Stine sich nicht wieder erholte, „das wäre doch schade". Darauf Frau Polzins lakonische Antwort: „I wo, gar nich . . . das kommt davon". Hier gesellt sich zur Unbildung und Taktlosigkeit auch noch Hartherzigkeit und Roheit.

Wanda Grützmacher, die Freundin Paulines, ist Schauspielerin an einem kleinen Vorstadttheater. In ihrem Lebenswandel dokumentiert sie den größten Liberalismus. Wer am besten zahlt, der hat sie. Amüsement, Abwechselung und Schmeicheleien sind ihr Lebensbedürfnis. „Platonische Liebe" gestattet sie nur einer Sorte Menschen, nämlich den Armen, die nicht zahlen können. Ihre berechnende Unmoral wird etwas gemildert durch ihren Stand und ihren angeborenen, skrupellosen Leichtsinn. Sie ist eitel und kokett, fühlt sich verletzt, wenn Pauline und nicht sie der Mittelpunkt der Gesellschaft ist. Ihr Schauspielerblut verlangt, daß man ihr huldigt, ihr den Hof macht; ob dezent oder anstößig, macht ihr keinen

Unterschied. Ihr Bildungsniveau ist niedrig; man sieht es deutlich aus der Art ihrer Gespräche. Jedes unpersönliche Unterhaltungsthema, auch wenn es sich auf ihre eigene Kunstsphäre bezieht, langweilt sie. Erst als ihr der Graf persönliche Schmeicheleien sagt, wird sie angeregt und berauscht sich förmlich an seinen intimen Huldigungen. Die Art der Gesprächsthemen ist bei Fontaneschen Frauen immer der beste Gradmesser für ihre Bildung. Wanda überträgt ihren Beruf auch ins Leben. Sie spielt eigentlich immer Komödie; denn ihre wenig angebrachte Ziererei, als der Graf sie zu einem frivolen Vortrag auffordert, ist nichts als Verstellung zur Erzielung eines größeren Effekts. Aber Wanda ist bei allen ihren Fehlern gutmütig und gefällig. Das ist auch der Grund, weshalb Pauline mit ihr befreundet ist, obwohl ihr Wandas Art oft mißfällt. Sie charakterisiert sie selbst am treffendsten mit den Worten: „Wanda ist so wichtig und zierig, und wenn sie sich dann ausgeziert hat, dann ziert sie sich wieder nicht genug und hat so was Johliges und Genierliches."

Wollte man eine Wertskala der Frauen dieses Romans aufstellen, so stände Stine natürlich obenan; dann käme Pauline, dann Wanda und zuletzt die Polzin. Und doch hat Fontanes Meisterhand an Pauline mit größerer Liebe geschaffen als an Stine. Die in der ganzen Literatur einzig dastehende, eigenartige Gestalt der Pauline war ihm selbst eine interessante Aufgabe, und er hat sie künstlerisch gelöst.



Irrungen Wirrungen.

✿

„Irrungen Wirrungen" wird mit Recht ein Schwester-roman „Stines" genannt. Seine Entstehung fällt nicht nur in dasselbe Jahr, sondern es finden sich in diesen beiden Romanen viele gemeinsame Anklänge. Die Charaktere der beiden Heldinnen Stine und Lene zeigen große Ähnlichkeit, und auch das Milieu ist nahezu das gleiche. Es ist, als ob der Dichter ein und dasselbe Thema mit zwei verschiedenen Lösungen, ein und denselben Urtext in zwei Bearbeitungen uns vorführen wollte.

Der erste Teil des Romans mutet wie ein Idyll an; man riecht den Blumenduft des Dörrschen Gartens und sieht weit über Felder und bunte Wiesen. Lene, ein Kind des Volkes, lebt mit ihrer alten, kränkelnden Mutter von ihrer Hände Arbeit. Sie plättet und stickt und ist stolz darauf, die Bedürfnisse des kleinen Haushaltes selbst bestreiten zu können. Das in der Nähe wohnende Gärtnerpaar, Herr und Frau Dörr, hält mit



Mutter und Tochter gute Freundschaft. Da lernt Lene eines Tages bei einer Kahnpartie den Baron Botho von Rienäcker kennen; er gefällt ihr, und sie nimmt seine Begleitung an. Er kommt öfter, und die alte Frau Nimptsch, Lenes Mutter, hat nichts gegen diesen Verkehr einzuwenden. Botho fühlt sich wohl bei den einfachen Menschen und liebt Lene um ihrer Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit willen. Ein Sommer voll Liebesglück folgt. Lene hängt mit inniger, tiefer Liebe an dem ritterlichen jungen Offizier, obwohl sie wohl weiß, daß alles eines Tages zu Ende sein muß. Unbekümmert genießt sie jede Stunde, die der geliebte Mann ihr schenkt. Und als er nach kurzen, glücklichen Monaten von ihr scheidet und eine reiche Cousine heiratet, da ist sie zwar bis aufs tiefste getroffen, aber sie empfindet nur grenzenlose Dankbarkeit für Botho und nimmt Abschied, ohne es ihm durch Tränen oder Klagen schwer zu machen. Er heiratet die reiche Erbin und führt mit ihr eine ganz glückliche Durchschnittsehe, obwohl er Lene nicht vergessen kann. Und Lene? Sie hat tapfer zu kämpfen, ehe sie wieder ihr Gleichgewicht gewinnt; sie pflegt ihre Mutter treu bis zum Tode und heiratet dann einen ernsten und leidlich gebildeten Mann, dem sie vorher alles Vergangene gebeichtet hat.

An die himmelstürmende Liebe, die alle sozialen Unterschiede ausgleicht und jedes Hemmnis und Vorurteil besiegt, glaubt Fontane nicht recht. Zu solchem kühnen Unterfangen schüttelt er nur leise seinen grauen Dichterkopf

und ein gutmütiges und doch so unendlich überlegen-weises Lächeln leuchtet aus seinen Augen, indem er denkt: „Ordnung ist doch das Beste, die Grundbedingung, auf der Staat und Familie beruhen; wer dauernd dagegen verstößt, geht zugrunde." Und deshalb ist es trotz aller Liebe einfach unmöglich, daß Botho und Lene sich heiraten könnten. Mesalliancen duldet Fontane nicht; dagegen verwahrt er sich, wie es nur der autokratischste Herrscher seinen Angehörigen gegenüber tun könnte. Unser Dichter verzeiht einen Verstoß gegen die Moral viel eher als einen Verstoß gegen die Gesellschaft.

Lene unterscheidet sich von Stine dadurch, daß sie ohne Skrupel die Geliebte Bothos wird, während Stine nur die ehrbare Freundin ist und auch nie einen Schritt zu weit gegangen wäre. Lene tut alles, was sie vor sich selbst verantworten kann; sie handelt weder leichtsinnig noch unüberlegt, sondern hat sich daran gewöhnt, in allen Dingen selbständig zu entscheiden und eigenmächtig über sich zu bestimmen. Dagegen teilt sie mit Stine den Fleiß und die Sauberkeit, den Sinn für Ordnung und fürs „Reelle". Sie nimmt alles ernsthaft und tut, was sie tut, aus Liebe. Sie hat eine gewisse Vornehmheit des Denkens und Redens, eigentlich weit über ihren Stand hinaus, die sich vielleicht daraus erklärt, daß sie nur ein angenommenes Kind der Nimptsch und möglicherweise von besserer Abkunft ist. Wie es um Lenes Herz bestellt ist, erhellt am besten aus einem einleitenden Gespräch mit Frau Dörr. Dieses, die ganze Situation blitz-



artig erleuchtende Zwiegespräch vertritt für den Roman dieselbe Stelle, wie etwa bei einem antiken Drama der Prolog. Es ist eine wahrhaft klassische Exposition. Frau Dörr warnt Lene, ähnlich wie Pauline es Stine gegenüber tut, davor, sich etwas einzubilden oder gar an Ehe zu denken. Da lacht sie Lene aus und meint: „Ach, liebe Frau Dörr, einbilden! Ich bilde mir gar nichts ein. Wenn ich einen liebe, dann liebe ich ihn. Und das ist mir genug." Weiter will sie nichts von dem Geliebten. Ihr schlägt das Herz, sowie sein Name genannt wird, und sie zählt die Stunden, bis er kommt, und kann es nicht abwarten, bis er wieder da ist. Sie liebt den Baron echt und tief, denkt aber nicht an Ehe. Die Gegenwart mit allem, was sie bietet, genügt ihr vollkommen. So versichert sie ihrem Botho auch oft, daß ihr ganzes Glück darin bestehe, daß sie die Stunde habe; was daraus wird, das kümmert sie nicht. Und doch, trotz alledem klingt einmal eine leise, zögernde Frage, wie ihr selbst zum Trotz, durch, als sie voll banger Liebe zu ihm aufschaut und dann wie im Selbstgespräch sagt: „Und eines Tages bist du weggeflogen — . . ." Und obwohl er den Kopf schüttelt und zu widersprechen versucht, sieht sie doch weiter als er und erkennt ihn vollkommen richtig, wenn sie glaubt, daß eines Tages die Verhältnisse stärker sein werden als er. Sie ist bei aller Liebe verständig und gibt sich keinen Augenblick törichten Einbildungen und nutzlosen Phantasiegebilden hin. Ein einziges Briefchen von Lene findet sich in dem

Roman, aber es ist goldecht mit allen den liebenswürdigen, orthographischen Verstößen und so unendlich viel Liebe und Sehnsucht zwischen den Worten, als ob lauter kleine bittende Vergißmeinnicht zwischen die einzelnen Sätze eingestreut wären. Neben aller Sehnsucht klingt aber doch schon ein Unterton von Angst und Sorge, den Geliebten zu verlieren, mit. Der Verkehrston zwischen Lene und Botho ist immer dezent und von harmloser Fröhlichkeit durchweht. Wenn sie sich bei einem Abendspaziergang auf den Wilmersdorfer Feldern haschen und jagen, ist es, als ob zwei vergnügte Kinder sich zueinander gesellt hätten. Es liegt etwas Herzerfrischendes in ihrem Verkehr. Lene steckt tief im Volksaberglauben, und es ist, als ob ihr Aberglaube den Sieg behaupten wollte. Sie weigert sich, einen Blumenstrauß, den sie für Botho gepflückt hat, mit einem Haar zu binden, weil das Sprichwort sagt: „Haar bindet"; aber Botho besteht darauf, eins ihrer schönen, langen Haare für den Strauß zu haben, und das Seidenhaar webt und spinnt mit geheimnisvoller Kraft Faden um Faden in sein Herz hinein, und für alle Zeit ist dort Lenes Bild eingegraben, unverwischbar, unverrückbar. Aber daß sie sich weigert, „ihn zu binden", ist ein schöner Zug von ihr, um den manche Gräfin sie beneiden könnte; sie will den geliebten Mann nicht seiner Freiheit berauben. Lene ist viel zu klug, um nicht die gewaltige Bildungskluft zu empfinden, die zwischen ihr und Botho liegt. Ein Kind des Volkes, weiß sie nichts von fremden Sprachen, und sieht sie ein-

mal irgendwo ein paar englische oder französische Worte, deren Sinn sie nicht entziffern kann, so beschleicht sie ein deprimierendes Gefühl ihrer eigenen Unbildung. Obwohl sie nicht viel gelernt hat, besitzt sie doch etwas viel Wertvolleres als Bildung, natürliche Klugheit und Herzenstakt. Aber es nützt ihr nichts, die soziale Kluft bleibt doch unüberbrückbar.

Den Höhepunkt ihres Liebesglückes erlebt sie, als sie mit Botho eine Landpartie unternimmt und zwei Tage ihn ganz allein für sich hat. In diesem kurzen Glückstraume vibriert ihre Seele in einem einzigen Jubelakkord voll Stolz, Freude und Dank. Sie wandert am Arm des liebsten, des besten Mannes, sie sieht die Welt in einem rosigen Licht und genießt eine kostbare Stunde. „Und", so denkt sie, „wenn diese Stunde die letzte war, nun, so war es die letzte. War es nicht schon ein Vorzug, einen solchen Tag durchleben zu können? Und war es auch nur einmal, ein einzig Mal." — Unter den „Damen" von Bothos Freunden, mit denen sie gelegentlich einmal zusammentrifft, nimmt Lene eine sonderbare Stellung ein. Welcher Abstand zwischen diesen routinierten „Halbweltdamen" mit der typischen, schreienden Eleganz und den tausend Unmanieren und Taktlosigkeiten ihres Metiers und Lene, dem einfachen, natürlichen, tief liebenden Mädchen, das Leben, Glück und Seligkeit für den Geliebten hingeben möchte!

Sie ahnt, daß es zu Ende geht, und bereut doch nichts, im Gegenteil, sie sagt in einer der letzten Stunden,

die sie mit Botho verleben durfte: „Daß ich diesen Sommer leben konnte, war mir ein Glück und bleibt mir ein Glück, auch wenn ich von heute ab unglücklich bin.“ Und als dann schließlich die letzte, schwere Abschiedsstunde kommt, da fällt kein Wort des Vorwurfs von ihren Lippen, selbst ihr Mienenspiel beherrscht sie, damit Botho die letzte Stunde nicht getrübt werden solle. Diese Stelle ist vielleicht die wundervollste des Romans. Lene ist voller Liebe und Güte, trotz des qualvollsten Abschiedsschmerzes; aber hinter allen ihren liebenswürdigen Worten schimmern die Tränen. Doch ihre Stimme zittert nicht, und sie bewahrt Ruhe und Haltung. Wie sonst begrüßt sie ihn an der kleinen Gartentür: „Es ist recht, daß du kommst . . . Ich freue mich, daß du da bist. Und du mußt dich auch freuen.“ Sie nimmt in dieser Stunde von dem lachenden Leben der Jugend Abschied. Das lichthelle, große, freudige Glück ist für sie ausgelöscht; sie erringt sich tapfer kämpfend eine Resignation, die sie die Erinnerung als ihren wertvollsten Schatz betrachten läßt. „Erinnerung“, dieses letzte Kleinod all derer, die ein großes Glück verloren haben. Und Lene begleitet zum letzten Male ihren Geliebten bis an das Gartengitter, ohne daß weiter ein Wort gesprochen würde; dann aber sagt sie: „Nun kurz, Botho. Meine Kräfte reichen nicht mehr; es war doch zu viel, diese zwei Tage. Lebe wohl, mein Einziger, und sei so glücklich, wie du's verdienst, und so glücklich, wie du mich gemacht hast. Dann bist du glücklich. Und von dem andern rede nicht mehr,



es ist der Rede nicht wert." Und ein Kuß und noch einer, und dann schließt sie das Gitter und, den Kopf auf den Arm gestützt, schaut sie ihm mit großen Augen nach.

Diese schlichten und doch so klugen, innigen Worte sprechen beredter für Lenes tiefen Wert und gehen mehr zu Herzen, als großartige Reden und schön gesetzte Phrasen es könnten./ Und damit scheint diese Episode für Lene abgeschlossen; aber welche tiefen Spuren sie hinterlassen hat, zeigt die gewaltige Erschütterung, die sie überfällt, als sie eines Tages Botho mit seiner jungen Frau am Arme sieht. Sie weicht ihm aus, um ihm nicht zu begegnen, aber als das Paar vorüber ist, schwinden ihr die Sinne, und sie erreicht nur mit Mühe ihre Wohnung. Nun lebt sie ganz ihrer Pflegemutter, sie sorgt ununterbrochen dafür, der alten Frau das Leben warm und behaglich zu gestalten. Sie nimmt eine neue Wohnung in einem ganz entfernten Stadtviertel, und in der neuen Umgebung erholt sich Lene, sie läßt den Kopf nicht hängen, sondern kämpft wacker das Bittere herunter und findet sich in ihre Situation. Nur eine weiße Strähne, die sich in ihr Blondhaar eingeschlichen hat, ist ein stummer Zeuge ihres Seelenleids. Es ist Herbst bei ihr geworden nach einem kurzen Liebeslenz, ohne daß sie den Sommer des Lebens kennen gelernt hat.

Als nach einigen Jahren ihr Stubennachbar sich für sie interessiert und sie heiraten will, da offenbart sich noch einmal ihr schönster Zug, bedingungslose Wahrheit und Aufrichtigkeit. Sie beschönigt nichts,

wie es wohl Hunderte in ihrer Lage getan hätten, sondern erzählt ihm offen und ehrlich, daß sie zweimal ein Verhältnis gehabt hätte, und daß sie den Ersten gern gehabt, den Zweiten, Botho, aber sehr geliebt hätte, und daß ihr Herz noch an ihm hängt. In diesen Worten liegt ihr ganzer Charakter. Sie hat einen ausgeprägten eigenen Willen, aber sie will nur, was sie auch wirklich verantworten kann. Sie besitzt den Stolz der Aufrichtigkeit, und Herr Gideon Franke, ihr zukünftiger Mann, verspricht sich von ihr mit Recht eine selten gute Frau. Und als Botho in einer stillen Feierstunde noch einmal mit Rührung das Liebesbriefchen liest und sich darüber freut, wie gut und schelmisch das war, was sie ihm schrieb, da charakterisierte er, der sie doch schließlich am besten kannte, sie treffend: „Ach, sie hatte die glücklichste Mischung und war vernünftig und leidenschaftlich zugleich. Alles, was sie sagte, hatte Charakter und Tiefe des Gemüts." Eine fast übertriebene Ehrlichkeit beweist Lene, als sie an ihrem Hochzeitstage zwar im weißen Atlaskleide, aber ohne Kranz erscheint, unbekümmert um das Munkeln und Reden der Leute. „Un kein Kranz nich?" fragt erstaunt eine Frau, die ihr mit neugierigen Blicken nachsieht. Wie viele tragen Kränze, die sie viel weniger verdienen als Lene, die trotz vorheriger Liebschaft und Liebe voller Herzensreinheit in die Ehe tritt!

Im schärfsten Gegensatz zu Lene steht Käthe von Sellentin, Bothos Frau. Sie bleibt als Mensch weit hinter Lene zurück und entbehrt jeder großzügigen Eigen-



schaft. Lene ist einer antiken Bronzefigur vergleichbar, sie ist wie aus einem Guß und heischt gerade in ihrer einfachen, grandiosen Natürlichkeit achtungsvollste Bewunderung. Und Frau Käthe erscheint daneben wie eine kleine, reichverzierte Nippesfigur, an der man sich wohl hin und wieder freut, an der man sich aber — trotz ihrer Niedlichkeit und Allerliebstheit — schnell übersieht. So merkwürdig es scheint: Käthes Ehe mit Botho ist trotz alledem keine schlechte. Käthe ist heiter, unterhaltend und frei von Launen und Stimmungen. Daß sie einen starken Sinn für Komik hat und schließlich überall etwas Komisches entdeckt, wäre nicht so schlimm, wenn sie nur über dem Kleinen nicht das Große übersähe. Sie gehört zu der Kategorie Frauen, mit denen wohl ein leidlich vernünftiges, aber niemals ein ernstes Wort zu reden ist. Wie so viele ihres Schlages vermag sie nicht zwischen wichtig und unwichtig zu unterscheiden. Sehr verschwenderisch und anspruchsvoll ist die kleine Frau, sie ist im Luxus aufgewachsen und betrachtet ihn als unentbehrlich. Macht sie einmal eine Badereise, so wird die ganze Wohnung zu einem Ausstellungsmagazin, und Käthe kauft ohne Sinn und Berechnung alles, was ihren Augen schmeichelt. Es ist, als ob Fontane Käthe Zug für Zug im bewußten Gegensatz zu Lene hätte entstehen lassen. Lenes schönste Eigenschaft, die schlichte Wahrhaftigkeit oder, wie Fontane es nennt, die „Unredensartlichkeit“ besitzt Käthe natürlich nicht; dafür ist sie aber mit einem ganz eigenartigen Sprechtalent

begabt. Sie versteht es nämlich, wie ein plätschernder Gießbach stundenlang zu reden, ohne dabei etwas zu sagen. So „dalbrig" ist keine andere Fontanesche Frau. Sie redet und redet in ihrer schwatzhaften Art wie eine Elster. Vielen gefällt das; die Regimentskameraden ihres Mannes huldigen der liebenswürdigen jungen Frau, und sie nimmt die Huldigungen wie wohlverdiente Triumphe stolz entgegen. Auch ihre Briefe verraten dasselbe Plaudertalent, aber es ist alles Gesellschaftsecho, oberflächlichster Klatsch. Von einer tiefen Neigung kann bei einer solchen Salondame natürlich keine Rede sein; sie interessiert sich absolut nicht für das Innenleben ihres Gatten; selbst als sie hört, daß ihr Mann alte Liebesbriefe verbrannt habe, forscht und frägt sie nicht einmal weiter, sondern begnügt sich damit, sie zweimal zu verbrennen, und meint: „Liebesbriefe, zu komisch." Und dann erzählt sie weiter von ihren Badeklatschgeschichten, die ihr entschieden wichtiger dünken.

Die beiden alten Frauen, Frau Nimptsch und Frau Dörr, leisten beide das Möglichste in bezug auf Toleranz. Sie sehen durchaus nichts Anstößiges in Lenes Verkehr mit Botho und sagen ihr mehr als einmal: „Kind, es schadet nichts. Eh' man sich's versieht, ist man alt." Es ist ein seltsam Ding um die Moralbegriffe. Nicht nur jedes Zeitalter, sondern auch jede soziale Klasse hat ihre Moralbegriffe für sich. Was die oberen Zehntausend als Schande betrachten und zu vertuschen bestrebt sind, das hält eine andere Klasse für etwas durchaus Selbst-

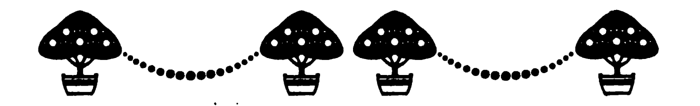


verständliches, fast Harmloses, worüber zwanglos geredet werden kann. Stines Schwester Pauline würde in Frau Dörr und Frau Nimptsch verständnisvolle Seelen finden; sie denkt über diese Punkte genau ebenso. Frau Nimptsch betrachtet Botho wie einen Schwiegersohn, aber einen Schwiegersohn, von dem sie ganz gewiß weiß, daß er Lene nicht heiraten wird. Sie ist fromm und gottergeben in allen Dingen; auch als es zum Abschied zwischen Lene und Botho kommt, bleibt sie ruhig und vernünftig und meint: „Es ist das Beste so." Nach Art fast aller alten, hinfälligen Leute spricht sie gern von Grab und Kranz. Der freundlichen Greisin bewahrt Botho ein treues Andenken; und er bringt ihr mehrere Jahre nach seiner Verheiratung, als er von ihrem Tode hört, den einst in einer trauten Stunde versprochenen Immortellenkranz.

Frau Dörr wirkt erheiternd als komische Figur. Sie hat eine Vergangenheit, sie ist ein ehemaliges Grafenverhältnis und hat dann einen Gärtner geheiratet. Ihr Umgangston ist frei und oft etwas zu drastisch, und doch ist sie niemals frivol oder zynisch. Sie stellt, so oft sie Botho sieht, Betrachtungen an, wie ihr Verhältnis war; aber kommt immer zu dem Schluß, daß ihr Graf sich viel weniger dezent benahm. Sie betrachtet ihr Verhältnis übrigens genau ebenso wie Pauline (in „Stine") als „einen unbequemen Dienst". Ihre Gutherzigkeit nimmt am meisten für sie ein. Das Fortgeben und Schenken macht ihr Freude; bald gibt sie Lene ein Spargelgericht aus ihrem Garten mit, bald will sie dem Briefträger

ein Glas frische Milch holen; es ist, als ob sie den Geiz ihres Mannes wieder wett machen müßte. Unablässig ist sie bemüht, ihren Mann zu erziehen und zu bessern, und sie wirkt auch vorteilhaft auf ihn ein. Sie sieht ihm scharf auf die Finger und leidet es nicht, wenn er jemand übervorteilen will. Glücklich ist sie, wenn sie das junge Paar auf seinen Spaziergängen begleiten kann, wobei sie ihnen durch ihr ungeniertes Reden allerdings oft Verlegenheiten schafft. Eine große Anhänglichkeit beweist sie für Frau Nimptsch und Lene, auch als diese längst ihr Domizil gewechselt haben und eine kleine Meile entfernt von ihr wohnen; so oft es zu helfen gibt, ist sie bei der Hand. Einen köstlichen Zug hat Frau Dörr, den sie, nach Fontanes Ansicht, mit fast allen Berliner Ehefrauen teilt, sie spricht beständig von ihrem Mann. Und so taucht hinter ihrer stattlichen Figur, oder vielleicht gerade als Text zu dieser farbenreichen Illustration, ein kleines humorvolles Fontanesches Gedicht auf: „Die Berliner Frau", das ganz wie auf die gute Frau Dörr gemünzt zu sein scheint.





Frau Jenny Treibel.

Die gleiche gesellschaftliche Sphäre wie „L'Adultera" berührt zum Teil der Roman „Frau Jenny Treibel" Er führt uns in geldstolze Berliner Bourgeoiskreise, hier wie dort in ein kommerzienrätliches Haus.

Frau Jenny Treibel entstammt den kleinsten Verhältnissen. Ihr Jugendfreund, der spätere Gymnasialprofessor Schmidt, bewirbt sich um sie; sie sind so gut wie verlobt. Da erhält sie einen Heiratsantrag von dem reichen Fabrikbesitzer Treibel. Jugendfreund und Treue sind vergessen, Fräulein Jenny Bürstenbinder wird Frau Treibel und später Frau Kommerzienrat. Das Geld verdirbt allmählich ihre Anschauungen; sie betrachtet alle Ärmeren als unter ihr stehend. Der Verkehr zwischen ihr und dem Professor Schmidt aber bleibt trotz alledem bestehen. Sie überschüttet ihn mit nichtssagenden Sentimentalitäten, und er behandelt sie mit köstlicher Ironie. Er hat sie längst durchschaut und läßt sich durch ihre unangebrachten Gefühlsergüsse nicht mehr beirren. Schmidt,

der inzwischen auch längst eine andere Ehe eingegangen und Witwer geworden ist, hat eine gescheite und temperamentvolle Tochter, Corinna, die viel in dem Treibelschen Hause verkehrt, und der der dort herrschende Glanz und Reichtum imponiert. Sie hegt den Wunsch, den jungen Leopold Treibel zu heiraten. Sie verfährt dabei sehr eigenmächtig. Ihren Vetter Marcel, einen jungen Oberlehrer, der sie aufrichtig liebt und ihr ernste Vorhaltungen macht, weist sie kurz ab und verlobt sich heimlich mit Leopold, der sich ihr in allem unterordnet; Corinnas Vater enthält sich jeden aktiven Eingriffes, er läßt die Dinge „sich historisch entwickeln", er spricht nur dem traurigen Marcel Mut zu. Der alte Schmidt ist ein Schlaukopf; er kennt seine Freundin Jenny zur Genüge und weiß, daß die geldstolze Frau niemals in eine Verbindung ihres Sohnes mit einem unbemittelten Mädchen willigen wird. Inzwischen schwankt der arme Leopold wie ein Pendel zwischen seiner energischen Mutter, die ihm mit Enterbung droht, und seiner selbstbewußten Braut. Er schreibt zwar täglich Liebesbeteuerungen, aber es kommt alles sehr zaghaft heraus, und gar seiner Mutter gegenüber spielt er eine klägliche Rolle. Die alte Schmolke, die Wirtschafterin im Schmidtschen Hause, rät Corinna eindringlich, den Schwächling laufen zu lassen. Schließlich sieht Corinna auch selbst ein, daß es das Klügste sei, die Verbindung zu lösen, und gibt Leopold frei. Frau Jenny hat inzwischen ihre Vorbereitungen für eine ihr günstiger scheinende Heirat des

Sohnes getroffen. Sie hat die Schwester ihrer ältesten Schwiegertochter, die ihr zwar auch nicht besonders genehm ist, aber aus einem reichen Hamburger Hause stammt, auf Besuch zu sich eingeladen. Mit ihr verlobt sich Leopold nach dem Programm seiner Mutter. Der alte Schmidt teilt Marcel den freien Entschluß seiner Tochter mit. Marcel verzeiht ihr gern ihre kleine Verirrung, und die beiden werden ein glückliches Paar.

Jenny Treibel ist das beste Beispiel dafür, daß plötzlicher Reichtum Frauen ohne Herzensbildung nicht besser macht. Den Hang nach Äußerlichkeiten hat sie wohl schon von ihrer Mutter geerbt, deren ganze Erziehung in der Pflege der Eitelkeit bestand. Jennys Schönheit verhalf ihr zu dem reichen Mann. Theorie und Praxis sind schon bei dem jungen Mädchen zwei sehr verschiedene Dinge; sie verlebt poesievolle Liebesstunden mit dem ihr huldigenden Studenten Schmidt, besinnt sich aber dann keinen Augenblick, ihn laufen zu lassen und den reichen Treibel zu heiraten. Worte wie „Idealismus" und „anspruchsloses, bescheidenes Glück", die sie beständig im Munde führt, werden bei ihr zu leeren Redensarten. „Poesie" ist für sie gut als Dessert nach einem Sektfrühstück in eleganter Gesellschaftsrobe; im luxuriösen Boudoir findet sie, daß der Idealismus doch eigentlich das höchste Gut des Lebens sei. Wie alle reichen Bourgeois ohne tiefere Bildung gefällt sie sich zuweilen darin zu protzen. Als Corinna ihr bei einem Besuch im Schmidtschen Hause zur Erfrischung Moselwein und Selter bringen

will, lehnt sie es mit der Begründung ab, daß sie wohl Portwein und Sherry vertragen könne, aber kein Selterwasser und keinen Moselwein.

Sentimentalität und Protzentum sind die beiden Grundzüge ihres Wesens. Und Fontane läßt aus diesen beiden Substanzen eine köstliche Mischung entstehen. Als Frau Treibel ganz gerührt Corinna erzählt, sie habe die Gedichte, die Corinnas Vater ihr einst gewidmet hat, noch aufbewahrt, platzt mitten in die Sentimentalität hinein ihre Bemerkung: „Das kleine Buch hatte ursprünglich einen blauen Deckel, jetzt aber hab' ich es in grünen Maroquin binden lassen.“ Sie weint bei der Lektüre dieser Liebesgedichte und betrauert die entschwundene Jugend. Wollte man sie aber ernstlich fragen, ob sie noch einmal tauschen möchte, so würde sie sich sehr dafür bedanken. Sie ist durch diesen tragikomischen Zwiespalt zwischen ihrer natürlichen, derb materialistischen Veranlagung und ihrer angenommenen, idealen Sentimentalität, im Gegensatz zu den übrigen Fontaneschen Frauen, eine verhältnismäßig komplizierte Natur.

Ihre Eitelkeit erstreckt sich hauptsächlich auf ihre Toilette, auf die Wirkung ihrer Erscheinung, dann aber auch ganz besonders auf die äußeren Formen und das Bestreben, die Konversation zu beherrschen. Sie hat es darin auch bis zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Man merkt ihr ihren niedrigen Ursprung weder in ihrer Toilette, noch in ihrer Art zu repräsentieren an. Ihre Diners und Gesellschaften verlaufen nach jeder Richtung



hin tadellos. Auch eine gewisse Klugheit ist ihr nicht abzusprechen; sie hat sich die richtige Taktik angeeignet, bewahrt Ruhe selbst bei größeren Festlichkeiten, leitet ihr Dienstpersonal mit einem Blick und ist als Gastgeberin die Liebenswürdigkeit selbst. Was gesellschaftliche Routine anbelangt, so könnte manche Berliner Dame, deren Wiege im Tiergartenviertel gestanden, von Frau Jenny lernen. Wer so erfolgreich Formen und Umgangston noch als erwachsener Mensch anzunehmen versteht, der verfügt jedenfalls über ein gut Teil natürlicher Klugheit.

Naiv berührt ihr Vorschlag, den Speisesaal mit Begasschen Reliefs schmücken zu lassen. Ist das Kunstsinn oder Eitelkeit? Da wir nie etwas von Jennys Kunstschwärmerei zu hören bekommen — hätte sie nur einen Schimmer Kunstverständnis, so würde sie das wahrscheinlich wie die Poesie bei jeder Gelegenheit anführen, denn Jenny Treibel ist nicht die Frau, mit ihren Kenntnissen hinter dem Berge zu halten —, so wird es wohl Protzentum und nichts als Protzentum gewesen sein, was sie zu diesem kühnen Wunsche veranlaßt hatte, zu dessen Erfüllung selbst ein kommerzienrätlicher Geldschrank kaum ausreichen würde. Daß ihre glatten, gesellschaftlichen Gespräche oft kein einziges wahres Gefühl enthalten, geniert sie nicht im geringsten. In der Unterhaltung schwärmt sie oft von Poesie, die allein dem Leben Wert verleihe, und verurteilt scharf alle, die nach Gold und Besitz streben. Aufrichtigkeit ist eben ihre

Sache nicht. Es scheint ihr doch gar zu schön, für eine Idealistin vom reinsten Wasser zu gelten, und sie vergißt dabei ganz, daß ihr ganzes Leben sie Lügen straft.

Ihre Eitelkeit zeigt sich auch bei ihren Gesellschaften; sie will um jeden Preis genügend zur Geltung kommen. Ihre Fähigkeiten und Talente müssen in das rechte Licht gestellt werden; selbst provozierte Bewunderung ist ihr lieber als gar keine. Sie verlangt, daß man sie zum Singen auffordert, und ist beleidigt, wenn es nicht geschieht; sie wählt dann regelmäßig das ihr einst von Schmidt gewidmete Liebeslied, das mit den Worten: „Wo sich Herz zum Herzen find't", dem Untertitel des Romans, schließt.

Der ehemalige Liebhaber charakterisiert sie einmal glänzend, völlig unparteiisch, ohne eine Spur von Erbitterung. Er hebt hervor, daß sie niemals aus ihrer Bourgeoisnatur herausgekonnt habe und wie seltsam komisch von jeher ihre Sentimentalität gewesen sei, eine Sentimentalität ohne jede Spur von wahrer Herzensgüte. Er zieht den richtigen Schluß aus solchen Eigenschaften, daß nur Geld Wert für sie hat, und daß sie ihren einzigen Sohn Leopold tausendmal lieber unglücklich als arm verheiratet sehen würde.

Ein wie berechnendes Spiel Frau Jenny mit Hildegard Munk, der Schwester ihrer Schwiegertochter treibt, geht aus ihrer ursprünglichen Meinung hervor, der sie, noch bevor sie von Leopolds Liebe zu Corinna Kunde erhält,

unverblümt Ausdruck gibt. Sie hält die versteckten Anspiegelungen ihrer Schwiegertochter Helene, die eine Heirat zwischen Hildegard und Leopold wünscht, für arrogant und empörend anmaßend; sie behauptet, lieber einen romantischen Liebesroman an ihrem leidenschaftlichen Sohn erleben zu wollen, als eine zweite Hamburger Schwiegertochter. Sie gibt vor, daß sie nur auf Wissen und Klugheit bei ihrer zukünftigen Schwiegertochter Gewicht lege; alles andere wären Äußerlichkeiten. Selbst in Kleinigkeiten tyrannisiert sie ihren Sohn; sie schreibt dem Kellner in Treptow vor, wieviel Tassen Kaffee ihm jeden Morgen verabreicht werden dürfen, sie bestimmt die Art seiner Kleidung; überall Bevormundung und Tyrannei. Schmidt gegenüber spielt sie mit staunenswerter Komödianten-Virtuosität die Rolle der tief unglücklichen Frau, die an einen prosaischen Materialisten gekettet ist und inmitten ihres Reichtums nach Idealen schmachtet.

Natürlich genügt die Stellung als Frau eines Kommerzienrats ihrer Eitelkeit nur sehr unvollkommen. Sie wünscht sehnlichst einen höheren Titel für ihren Mann. In ihrer törichten Unzufriedenheit macht sie ihm innerlich Vorwürfe, daß sie ihm „das Höhere" geopfert habe. Aber Theorie und Praxis sind eben zwei sehr verschiedene Dinge bei Frau Jenny; das führt uns der Dichter so recht augenscheinlich dadurch zum Bewußtsein, daß das Phrasengespräch über das Ideal einer Schwiegertochter und Leopolds tatsächliche Verlobung mit Corinna

Schlag auf Schlag folgen. Mit unheimlicher Plötzlichkeit hat Frau Jenny Treibel angesichts der Tatsachen ihre Anschauungen geändert. Ein eigenmächtiges Verlöbnis Leopolds hätte sie nicht für möglich gehalten und nun gar mit Corinna, einem völlig mittellosen Mädchen! Was ihr tags zuvor noch als Höchstes dünkte: Kunst, Wissenschaft und ein Gelehrtenheim, dafür hat sie jetzt, als es Ernst werden soll, nur höhnische und überhebliche Reden. Ihre ganze Bourgeoisseele kommt in diesem ersten Zornesausbruch zum Vorschein; hier zeigt sie ungeschminkt und ohne schöne Phrasen, wie ihr kleinliches Herz empfindet. Herb und energisch und höchst prosaisch verfährt sie mit ihrem Sohn. Sie droht ihm, ihn aus dem Hause zu weisen, wenn er es wagen würde, die Verlobung zu veröffentlichen. Jetzt, wo es wirklich darauf ankommt, wo sie Gelegenheit hat, ihre Schönrednerei in die Tat umzusetzen und zugleich eine alte Schuld in wunderschöner Weise abtragen zu können, da erklärt sie, ganz entsprechend ihrer Handlungsweise ihrem eigenen Liebhaber gegenüber, daß Geld und Gut die Fundamente wären, ohne die es kein Glück gibt.

Jedenfalls ist ihrem Charakter eine gewisse Konsequenz nicht abzusprechen; die alternde Frau denkt genau ebenso materiell wie einst das junge Mädchen. Ihren Gatten, der viel vernünftiger und edler als sie über diese Verlobung denkt, versteht sie so geschickt und schlau zu behandeln, daß der wie immer nachgiebige und fried-

liebende Treibel sich sehr bald ihrer erbarmungslosen Energie fügt. Ebenso klug, aber allerdings auch ebenso charakterlos sind die Hilfsmittel, deren sich Frau Jenny nun bedient. In einem kriechend schmeichelnden Brief ladet sie die noch vor kurzem so verlästerte Hildegard Munk ein, sie zu besuchen; sie läßt in diesem Brief durchblicken, wie erwünscht ihr eine Heirat Hildegards mit Leopold wäre. Bis dahin hatte sie kein gutes Haar an dieser Schwester ihrer Schwiegertochter gelassen und fand es empörend, anmaßend und ridikül von den Munks, wenn sie daran dächten, Leopold als Schwiegersohn zu angeln; jetzt findet sie nicht Lobpreisungen und Schmeicheleien genug für Hildegard. Das Motiv ist nicht schwer zu finden; die geldstolze Frau wünscht jetzt lieber, tausendmal lieber ein ihr an und für sich zwar unsympathisches, aber dafür reiches Mädchen möglichst rasch zur Schwiegertochter, als ein armes Mädchen wie Corinna. Sie will sich die Karten nicht zum zweiten Male aus der Hand nehmen lassen, sie löst die erste Verlobung dadurch am schnellsten, daß sie zu einer zweiten drängt, die ihren Zwecken entspricht. Aus diesem Grunde veranlaßt sie Hildegard, zu einem Besuch in Berlin. Angesichts dieser schrecklichen Corinna, des gefährlichsten Familienfeindes, schließt sie sogar mit ihrer ihr sonst auch nicht übermäßig sympathischen Schwiegertochter Helene ein Bündnis. Den Gipfel der Taktlosigkeit bildet ihr Besuch bei Professor Schmidt. Sie verklagt seine Tochter Corinna, bezichtigt sie der Berechnung und eines wohlüberlegten Überfalles. Es ge-

hört der ganze köstliche Humor und die weise Seelenruhe des alten Humanisten dazu, um ihr diese erneute taktlose Herzensarmut nicht übel zu nehmen. In diesem Moment zeigte sich die alte Jenny Bürstenbinder, an deren Seelenleben Erfahrungen und Verhältnisse spurlos vorübergegangen waren. Sie ist dieselbe hohle, äußerliche Person geblieben. Als sie schließlich nach Ablauf einiger Wochen ihren Willen durchgesetzt und Corinna mit ihrem Vetter Marcel, Leopold mit Hildegard verlobt sieht, erscheint sie im Vollgefühl ihres Triumphes und auch, um den Schein der Welt gegenüber zu wahren, auf Corinnas Hochzeit. Schade, daß Fontane hier seine Berichte abschließt; sonst hätten wir wahrscheinlich bei der nächsten Waldpartie Frau Jenny wieder von Genügsamkeit und Liebe, von Poesie und Kunst schwärmen hören; und dann wahrscheinlich in um so höheren Tönen mit einer noch verstärkten Dosis Romantik, denn jetzt, wo ihre Söhne verheiratet sind, läuft sie ja nicht mehr Gefahr, ihre schönen Theorien in Praxis umsetzen zu müssen.

Jenny Treibel ist wohl der niedrigste Frauencharakter, den Fontane schildert, und trotzdem sind immer einige mildernde, versöhnende Züge in seiner Mischung; eine ganz schlechte Frau darzustellen ist dem Dichter eben unmöglich. Ein bewußt ritterlicher Zug seines Wesens steht dem im Wege. Gemeine Frauen mit niedrigem Charakter interessieren ihn nicht; er will die Frau als Frau verehren und hochschätzen können.

Corinna repräsentiert unter allen den bunten, ver-

schiedenen Frauengestalten Fontanes einzig und allein den Typus der klugen, selbstbewußten, etwas emanzipierten jungen Dame. Sie ist mit einem glücklichen Gemisch von Herzens- und noch mehr Geisteseigenschaften begabt, ein junges Menschenkind voll Übermut und Phantasie; geistige Elite und Rasse ist jeder Zoll an ihr, und doch ist sie keineswegs makelfrei. Sie müßte ja kein Fontanesches Kind sein, blieben ihr menschliche Fehler erspart. Reichtum und Luxus üben eine magnetische Anziehungskraft aus auf das Gelehrtenkind; sie ist hart daran, ihr besseres Teil dem Mammon zu opfern und ihr wahres Glück zu verscherzen. Da siegen zuletzt ihr Stolz, ihre Vernunft und — Frau Jenny Treibel.

Corinna entstammt einem echten, schlichten Gelehrtenheim. Mutterlos wuchs sie auf; erzogen wurde sie von der alten Schmolke, der treuen Wirtschafterin, und ihrem in sie verliebten Vater, dem Professor Schmidt. Er war so stolz auf das kluge Töchterlein, das ihm so sehr ähnelte, daß seine ganze Erziehung darin bestand, ihrer Selbstentwicklung freien Lauf zu lassen. Bei Corinnas glänzenden Gaben war das zunächst kein Schaden. Sie wurde bei dieser männlichen Erziehung selbständiger und energischer als andere junge Mädchen. Es ist ein reizvoll interessantes, pädagogisches Problem, das Fontanes Psychologenblick hier berührt. Corinna entwickelt sich durchaus eigenartig. Sie entscheidet selbständig über die wichtigsten Fragen des Lebens, ohne es auch nur für gut zu halten, mit ihrem Vater die Dinge zu be-

sprechen; sie hat ihre bestimmten, kühnen Pläne, malt sie sich mit der ganzen Farbenpracht ihrer reichen Phantasie aus, verfolgt sie mit der ganzen Hartnäckigkeit ihres ungezügelten Willens, setzt ihre ganze faszinierende Persönlichkeit ein, um einen anderen sich ihr untertan zu machen, sie wehrt jeden vernünftigen Einspruch, wenn er ihr nicht paßt, mit souveräner Entschiedenheit ab, aber sie wird fügsam wie ein Kind und urvernünftig, sobald ihr Stolz verletzt ist; dann sieht sie plötzlich ihr törichtes Handeln ein, und das wahre Glück fällt ihr in den Schoß.

Der ausgesprochene Sinn für Luxus und Wohlleben wirkt etwas sonderbar bei der Tochter eines Gymnasialprofessors, die in einfachen, bescheidenen Verhältnissen erzogen worden ist. Kunst und Wissenschaft schätzt sie allerdings auch, aber ihre ganze Sehnsucht ist ein Landauer und eine elegante Villa, Dienerschaft und ein komfortables Leben, wie es ihre Freunde, die Treibels, führen. Sie hegt den Wunsch Leopold Treibel zu heiraten, damit ihr ein solches Luxusleben ermöglicht würde. Sie benutzt deshalb jede Gelegenheit, um den Gesellschaften der Treibels beizuwohnen, und kokettiert dabei recht eifrig mit Leopold. Durch ihre sprühende Lebhaftigkeit, ihren Geist und ihre Grazie übt sie eine gewaltige Anziehungskraft auf die Männerwelt aus. Nicht nur Leopold Treibel, sondern auch die Gäste des Treibelschen Hauses huldigen ihr. Sie versteht es aber auch ausgezeichnet, sich zum Mittelpunkt der Gesellschaft zu

machen. Während sie scheinbar mit einem anderen kokettiert und diesen tatsächlich in die hellste Begeisterung versetzt, sucht sie in Wirklichkeit Leopolds Aufmerksamkeit zu erregen, und es gelingt ihr auch ohne Mühe, ihn in den Zauber ihrer Persönlichkeit zu bannen. Und neben diesem Doppelspiel treibt sie noch halb ernst-, halb scherzhaft ihren Spott mit Marcel, von dessen ehrlicher Liebe sie nichts wissen mag. In diesem koketten Spiel, bei dem ein anderer vorgeschoben und Leopold gemeint ist, setzt sie ihre Vorzüge und Kenntnisse in das rechte Licht. Da ihre Klugheit und Schlagfertigkeit, ihr Geist und ihr Plaudertalent bereits gebührend bewundert worden sind, beginnt sie nun von ihren weiblichen Kunstfertigkeiten, von Kochen und Nähen, von Plätten und Kunststopfen zu erzählen, bis die Herren in immer wachsender Bewunderung in einen Begeisterungshymnus auf sie ausbrechen.

Auf dem Heimwege aus dieser Gesellschaft, die sich für Corinna zu einem wahren Triumph gestaltet hat, führt sie mit Marcel ein bedeutungsvolles Gespräch. Er macht ihr ernstliche Vorwürfe wegen ihres starken Kokettierens mit Leopold und wirft ihr sogar Untreue ihm gegenüber vor. Während Corinna bis dahin ihm lächelnd zugehört oder auch mit einem Scherzwort versucht hatte, ein anderes Thema anzuschlagen, verwahrt sie sich jetzt mit aller Entschiedenheit gegen derartige Anklagen. Da sie ihm niemals etwas gelobt oder versprochen habe, könnte von Untreue keine Rede sein. Vollkommen aufrichtig teilt sie ihm nun das Ziel

mit, das sie sich gesteckt hat, nämlich Leopold Treibel zu heiraten. Da sie trotz aller freien Erziehung keine emanzipierte Frau sein will, die selbst um den Mann wirbt, sondern es in diesem Falle lieber vorzieht, in den erlaubten Grenzen des Althergebrachten zu bleiben, so macht sie nur von dem alten Evarecht der Koketterie Gebrauch. Das kommt alles so offen und einfach natürlich heraus, daß Marcel, dem sie doch den größten Schmerz mit solchen Bekenntnissen zugefügt hat, völlig entwaffnet ist. Er stellt ihr nur noch vor, wie wenig Leopold, dieser unbedeutende Mensch, zu ihr passe. Jede seiner Vorstellungen enthält eine unbewußte Huldigung für sie. Es ist ihm noch ganz undenkbar und unfaßlich, daß ein so kluges, espritvolles' Mädchen wie Corinna nur um des Reichtums willen einem haltlosen und mittelmäßigen Menschen nachlaufen und ihr eigentliches Lebensglück dadurch verscherzen könne. Aber Corrinna hat nun einmal einen Stich ins Moderne, vor allem einen ausgeprägten Hang nach Wohlleben; von kleinbürgerlichen Verhältnissen hat sie genug. Sie sehnt sich nach Komfort und Eleganz im allgemeinen viel mehr als nach Leopold Treibel; dieser ist nur der Weg zum Ziel. Diese intimen Eröffnungen gestatten einen ernsten Einblick in Corinnas Herz. Der häufige Verkehr in dem reichen Treibelschen Hause hat auf ihr Seelenleben nicht günstig gewirkt; ihre lebhafte Phantasie gestaltete die dort empfangenen Eindrücke zu einem herrlichen Luftschloß, in dem Frau Corinna als unumschränkte, angebetete Herrin schaltet



und waltet. Sie vergißt nur zwei Hauptfaktoren bei allen ihren Plänen: Die völlige Abhängigkeit Leopolds von seiner Mutter und Frau Jennys engherzigen Starrsinn. Fräulein Corinna ist nicht wenig von sich selbst eingenommen; sie glaubt an ihre eigene Unwiderstehlichkeit ebenso fest wie an ihre geistige Überlegenheit. Der Gedanke an die Möglichkeit eines ernsten Widerstandes kommt ihr gar nicht. Es ist das alles nicht zu verwundern, wenn man an die schrankenlose Bewunderung denkt, die ihr Vater ihr täglich zollt. Seine väterlichen Worte zu Marcel: „Sie übersieht dich und uns alle: das Schmidtsche strebt in ihr nicht bloß der Vollendung zu, sondern, ich muß das sagen, trotzdem ich ihr Vater bin, kommt auch ganz nahe ans Ziel," werden zwar in Corinnas Abwesenheit gesprochen, aber die ganze Hochschätzung und den ganzen Stolz, der darin liegt, fühlt Corinna doch aus dem ganzen Wesen ihres Vaters heraus. Eigentlich enthält jedes Wort des alten Schmidt eine indirekte Bewunderung und jeder Blick eine leuchtende Anerkennung. Corinnas Vater ist ihr eifrigster Verehrer. Ist es da nicht ganz natürlich, wenn sie in dieser Atmosphäre sich ihres Wertes bewußt wird, ja vielleicht sich selbst ein wenig überschätzt? Eitelkeit ist der einzige Zug, den sie mit ihrer erträumten Frau Schwiegermutter, Jenny Treibel, teilt: nur die Dosis ist eine verschiedene. Während Eitelkeit Frau Jenny Treibels hervorstechendster Zug ist und sich hauptsächlich auf äußerliche Dinge erstreckt, besitzt Corinna nur gerade so viel Eitelkeit, wie sie fast

allen genialen Naturen eigen ist, das Selbstbewußtsein des bedeutenden Menschen, ohne das ein Vollbringen großer Taten unmöglich ist. Recht bezeichnend ist Marcels Ausspruch über Corinna: „Eine lichterlohe Leidenschaft kann ich in ihr nicht entzünden; vielleicht ist sie solcher Leidenschaft nicht einmal fähig." Corinna kann in der Tat nicht „lieben", sie kann sich eine verständige, eine freundschaftliche, eine kameradschaftliche Ehe denken, aber keine Liebesehe. Es ist, als ob alles in ihr Elektrizität wäre, die sprüht, blitzt, leuchtet, aber nicht wärmt. Die Glut der Leidenschaft ist ihr versagt.

Auch an dieser mangelhaften Ausbildung der Herzenseigenschaften mag die einseitige, männliche Erziehung Schuld tragen. Marcel wirft — und scheinbar nicht mit Unrecht — seinem Onkel vor, daß er das Äußerliche, die Modernität, das Kokettieren völlig bei Corinna übersehe. Der alte Schmidt verteidigt sie, er hält alle ihre Redereien und ihr Vornehmtun nur für ein »jeu d'esprit« für „Schmidtsche Phantasietätigkeit". Diese Virtuosität im Phantasieren ist es auch, deren sich Corinna bei der Ausführung ihres Planes bedient. Sie will Leopold zum Sprechen bringen; er soll ihr endlich eine Erklärung machen. Was tut die kluge Corinna? Sie läßt ihre Geisteskräfte spielen und malt Leopold in bunten Farben seinen eigenen Hochzeitszug mit allen Details aus, einen warmen Septembertag mit festlichem Gepräge, mit Brautkutsche und gotischer Kirche, mit Lichterglanz und Orgelklang und zuletzt — läßt sie Hildegard

die Rolle der Braut spielen. Damit hat sie die Entscheidung ganz nahe gebracht; Leopold, den die phantasievolle Schilderung ganz außerordentlich fesselt und der sich in die Rolle des Bräutigams hineingedacht hat, wird verstimmt bei dem Namen Hildegard und setzt den von Corinna an seine Stelle. Die gewünschte, begeisterte Liebeserklärung folgt, und Corinnas kluge Schelmerei hat vorläufig ihren Zweck erreicht. Sie betrachtet sich als verlobt. Sie hält es aber doch für ratsam, ihn Treue schwören zu lassen; sie scheint seiner Standhaftigkeit und seinem Mut der Mutter gegenüber doch wohl nicht so ganz zu trauen.

Schlicht und herzlich sind Corinnas Beziehungen zu der alten Schmolke; sie empfindet kindliche Dankbarkeit für die alte Dienerin, der sie auch als erste ihre Verlobung mit Leopold Treibel mitteilt.

Die Szene, in der Corinna in ihres Vaters Haus als „Angeklagte" Frau Jenny Treibel gegenübersteht, bildet den Höhepunkt in der Bekundung ihrer Klugheit und Geistesgegenwart. Es ist eine äußerst peinliche, für jedes andere junge Mädchen fatale Lage. Die Mutter des Bräutigams kommt, um das Verlöbnis rückgängig zu machen, und beschuldigt sie der Berechnung und des Überfalles. Und nun Corinnas Verteidigungsrede; ihre berühmte Namensschwester kann auf dem Kapitol nicht glänzender, nicht geistvoller gesprochen haben. Sie erzählt zunächst einfach den Verlauf der Dinge, wie er sich auf dem einsamen Waldweg abgespielt hat; sie er-

wähnt ihr schön erfundenes Märchen von dem Hochzeitszuge und meint, das alles wäre ihr gutes Recht gewesen. Es könnte kein Mensch von ihr verlangen, daß sie sich jedes Einflusses auf einen jungen Mann begeben solle. Sie hält der staunenden Kommerzienrätin ein kleines Privatissimum und belehrt sie dahin, daß jedes Mädchen mit den Mitteln, die Mutter Natur ihr gegeben hat, unwillkürlich auf den Mann ihrer Wahl wirke, die eine durch Schönheit, die andere durch Geist. Ebensowenig wie sie von einem schönen Mädchen verlangen könnte, daß sie ihr Gesicht entstellen soll, wenn sie mit ihrem Sohn rede, bloß damit er nicht in eine ihm gestellte Schönheitsfalle fiele, könnte sie auch von ihr nicht verlangen, daß sie sich des ihr von Gott verliehenen guten Verstandes entkleiden und sich absichtlich dumm und stumpf stellen sollte, bloß um das Haus Treibel vor einer Verlobung mit ihr zu bewahren. Fast zu treffend, zu geistvoll ist diese Entgegnung für ein junges Mädchen; man nimmt dahinter das klug lächelnde Gesicht des Dichters selber wahr. Aber nur für einen Augenblick, dann verschwindet die Vision, und Corinna wird wieder urwüchsig, sie selbst. Sie rückt der Kommerzienrätin die niedrige Abstammung der Treibels vor Augen und nennt sie „Berliner Blaufabrikanten mit dem Ratstitel". Sie verletzt damit Etikette und Gastrecht. Mit der Entschiedenheit, die nur durch das höchste Selbstbewußtsein hervorgebracht wird, erklärt sie der Kommerzienrätin, daß sie keinesfalls zurückzutreten gedächte, und daß Leopold

sie wiedersehen werde, gleichviel ob Frau Treibel es wünsche oder nicht.

Und nun beginnt eine Zeit arger Enttäuschungen für die stolze Corinna. Sie übt zwar auf den schwachen Leopold Einfluß aus, aber seine energische Mutter nicht weniger, und er schwankt wie eine schwankende Magnetnadel zwischen dem positiven und dem negativen Pol. Zu einem männlichen Entschluß kann er sich nicht aufraffen, und so kommt Corinna um keinen Schritt weiter. Ihre Empfindungen für Leopold — soweit sie überhaupt vorhanden waren — werden nicht gerade inniger durch sein knabenhaftes Benehmen. Er hat nicht einmal den Mut, persönlich zu ihr zu kommen, und beschränkt sich auf kleine, fade Briefchen, aus denen neben ein paar Liebesbeteuerungen, Zaghaftigkeit und Mutlosigkeit deutlich hervorscheinen, Briefchen, die Corinna mitleidsvoll lächelnd zerreißt, um bis zu dem nächsten Morgen den Inhalt zu vergessen; denn der arme Leopold hat nicht allzuviel Varianten. Am tiefsten verletzt ist aber ihr Stolz durch die Ablehnung der Kommerzienrätin. Sie, eine Corinna Schmidt, war von Frau Treibel zurückgewiesen, zu leicht befunden worden. All ihr Wissen, ihre Kenntnisse, ihr gewandtes Benehmen, ihr vielgerühmter Geist, das alles wiegt eine halbe Million nicht auf. Sie, die sich innerlich soviel mehr dünkt als die Treibels alle, sie, die es nur in der Ordnung gefunden hätte, wenn Frau Jenny Treibel sich um sie bemüht, sie gebeten hätte, ihr doch die Auszeichnung zuteil werden zu lassen, ihre Schwieger-

tochter zu werden, sie muß es jetzt dulden, daß sie als anmaßender Eindringling in dem kommerzienrätlichen Hause betrachtet und befehdet wird. Das ist zuviel für ihren Stolz. Sie gesteht eines Tages der alten Schmolke, während sie beide in der Küche beschäftigt sind, daß sie Schluß mit dieser dummen Geschichte machen wolle. Innerlich ist sie bereits damit fertig. Sie gesteht offen und ehrlich ein, daß die ganze Treibelei ein Irrtum war. Professor Schmidt, der getreu seinem Prinzip, „die Dinge sich historisch entwickeln zu lassen", mit keinem Wort sich eingemischt hatte, ist erfreut und beglückt, daß Corinna nun selbst zu der richtigen Erkenntnis gekommen ist. Er läßt sich Marcel kommen, teilt ihm den Verlauf der Dinge mit und fragt ihn zugleich, wie er sich nun zu der ganzen Sache stellen wolle, ob er Corinna wirklich für so oberflächlich und eitel halte, daß er nicht verzeihen könne, oder ob ihm alles nicht so schlimm und ernsthaft vorkomme. Marcel, der ihr selber längst verziehen hat, allein schon deshalb, weil sie es ist, die eigentlich aus freien Stücken zurücktritt und nicht Leopold, bittet den Onkel, ihm doch zunächst einmal seine eigene, väterlich-aufrichtige Meinung über Corinna zu sagen. Und nun folgt das milde, weise Urteil des Professor Schmidt, die trefflichste Charakteristik Corinnas und die einsichtsvollste Ansicht über das ganze Intermezzo. Er gibt zu: Corinna war am Anfang ganz ernsthaft gewillt, Leopold zu heiraten. Der Vater verteidigt sie hier mit keinem Wort und beschönigt nichts. Aber, so fährt er

fort, die Sachlage hat sich geändert; sie ist eines Besseren belehrt worden, und wenn Leopold in Juwelen gefaßt wäre, sie nähme ihn jetzt nicht mehr. Er betont, daß sie neben einem gesunden und aufrichtigen Herzen auch einen empfindlichen Ehrenpunkt hätte und nun eingesehen habe, was es heißt, „mit zwei Familenporträts und einer väterlichen Bibliothek“ in eine reiche Familie hineinzuheiraten. Weil man sie gesellschaftlich schätzte und ihre Eitelkeit nährte, glaubte sie, man bewerbe sich um ihre Hand. „Rund heraus,“ so schließt er, „Corinnas Stolz ist endlich wach gerufen, laß mich hinzusetzen: Gott sei Dank, und gleichviel nun, ob sie's noch hätte durchsetzen können oder nicht, sie mag es nicht und will es nicht mehr, sie hat es satt. Was vordem halb Berechnung und halb Übermut war, das sieht sie jetzt in einem anderen Licht und ist ihr Gesinnungssache geworden. Da hast du meine Weisheit.“

Echt nach ihrer Art gestaltet Corinna nun das erste Wiedersehen mit Marcel. Sie hat doch erkannt, wie wertvoll er als Mensch ist und wie treu er sie liebt. In herzlicher Aufrichtigkeit gesteht sie — ohne allzugroße Verlegenheit —, daß sie nur etwas Törichtes gewollt habe, und daß sie ihm seine Güte nie vergessen werde. In offenem Selbstbekenntnis erklärt sie, daß sie als Leopolds Frau wohl nicht unglücklich geworden wäre, aber auch nicht glücklich. Jedenfalls aber hätte sie eingesehen, daß Äußerlichkeiten und die Befriedigung der Eitelkeit zu teuer erkauft werden könnten. Besitz und

Geld hätten zwar einen Zauber auf sie ausgeübt, aber wenn Geld alles ist und Herz und Sinn verengt, dann empört sich ihr Innerstes dagegen. Sie ist herzensfroh, aus der ganzen Sache heraus zu sein. Bald darauf wird ihre Verlobung mit Marcel veröffentlicht. Und die Perspektive für die Ehe? Frau Corinna kann unter dem täglichen Einfluß ihres gediegenen und ernsten Gatten nur gewinnen. Und er besitzt Mut und Liebe genug, um den Versuch mit ihr zu wagen.

Während Corinna die Hauptrepräsentantin für die jüngere weibliche Generation Berlins ist, vertreten Helene und Hildegard die große Hansestadt an der Elbe. Helene und Hildegard Munk sind, wie alle Hamburgerinnen, sehr von ihrer stolzen Stadt eingenommen und betrachten Berlin mit allem, was darin ist, ein wenig verächtlich. Sie schwärmen wie alle Hanseaten für England, für alte Kaufmanns- und Patriziergeschlechter und für tadellos saubere Wäsche. Helene, die Frau Otto Treibels, beherrscht ihren Mann nicht minder als Frau Jenny den Kommerzienrat! Nur geschieht es in anderer Form. Sie ist immer korrekt, immer lady-like! ihre Waffen sind kleine, spitze Nadelstiche und konsequentes Pochen auf das alte Ansehen ihrer Familie im Vergleich zu den emporgekommenen Treibels. Sie versteht es, sich unangenehme Dinge von dem Halse zu halten; ein Plätttag genügt ihr als Vorwand, ihren Gast, Mr. Nelson, den Schwiegereltern zu überlassen. So oft Corinna in dem Hause ihrer Schwiegereltern gefeiert wird, wird

die junge Frau Treibel merklich verstimmt. Für sie zählt Corinna, die erstens Berlinerin und zweitens nicht einmal Kaufmannstochter ist, nicht mit; sie nennt sie unweiblich und unhamburgisch und findet ihr Wesen unerträglich anmaßend. Fontane schildert diese Spannung zwischen der wohlerzogenen Hamburgerin und dem unerzogenen oder wenig erzogenen Berliner Kind launig und humorvoll, wobei er natürlich mit allen seinen Sympathien auf Seite der urwüchsigen, klugen Berlinerin steht. Selbst Frau Jenny mit allen ihren schlimmen Fehlern scheint seinem Herzen immer noch näher zu stehen, als die kühlen, steifen Damen der Hansestadt.

Helenens Erziehung ihrer kleinen Tochter Lizzi ist natürlich auch wieder echt hamburgisch. Lizzi soll ein Musterkind werden. Die geringste Unsauberkeit oder Unachtsamkeit in äußerlichen Dingen wird streng gerügt. Sie wird denn auch ein Zierpüppchen, dessen Beschäftigung, Kleidung, Unterricht streng nach einem Schema eingerichtet ist. Wenn das Aussehen der kleinen Lizzi »quite english« gefunden wird, dann ist Helenens höchster Ehrgeiz erreicht. Ihr größter Wunsch ist, daß Lizzi echt englische „Raffzähne" bekommen möge. Im übrigen überläßt sie ihr Kind der Erzieherin.

Im Verkehr mit ihrem Gatten ist Helene nicht allzu zärtlich; Schicklichkeit duldet nur einen gewissen Grad von Zärtlichkeit. Gereizt und unangenehm scharf wird sie, sobald ihr Gatte es wagt, eine andere Meinung zu haben oder sich ihren Wünschen nicht geneigt zeigt.

Sie macht ihm Vorwürfe, weil seine Eltern keine Miene machen, ihre Schwester Hildegard einzuladen. Sogleich rückt sie ihm ihre Ahnenreihe vor, ihre väterlichen Verwandten, die dänische Grafen waren, und ihre Großeltern mütterlicherseits, die — und darauf legt sie viel mehr Wert — eine Hamburger Syndikatsfamilie sind. Zum Schluß folgt dann stets die taktvolle Frage: „Und was sind die Treibels dagegen? . . . Unsere Schiffe gingen schon nach Messina, als deine Mutter noch in dem Apfelsinenladen spielte, daraus dein Vater sie hervorgeholt hat. Material- und Kolonialwaren. Ihr nennt das hier auch Kaufmann, aber Kaufmann und Kaufmann ist ein Unterschied.“ In ihrer Erbitterung darüber, daß die Treibels bei der eventuellen Verlobung zwischen Leopold und Hildegard nicht den ersten Schritt tun mögen, macht sie ihrem Gatten ungerechte Szenen, deren Refrain lautet: glücklich kann sich der schätzen, der einen Sproß der Munkschen Familie heimführen darf, und noch dazu ein so schönes, schickes Mädchen wie Hildegard. Interesse, Ehre und Gewinn liegen ihrer Meinung nach dabei ganz auf der Treibelschen Seite.

Ihr Gatte ist gutmütig genug, alles hinunterzuschlucken und immer wieder einzulenken, so daß die Ehe nach außen hin glücklich und tadellos friedlich erscheint. Nur der alte Treibel läßt sich durch die Kulissen nicht täuschen; er hatte in seiner eigenen Ehe Gelegenheit genug, herrische Frauenlaunen zu studieren. Er



meint, die gebildete Helene streite mit Sammethandschuhen; sie sei viel zu temperamentlos, um eine leidenschaftliche Szene zu machen. Einem Donnerwetter muß Wärme vorangehen, und sie hat höchstens die Temperatur der Uhlenhorst. Sie ficht mit kleinen, giftigen Worten oder mit verbissenem Schweigen, bis der arme Gatte Buße tut und nachgibt. Nur ein einziges Mal empfindet Helene impulsiv. Bei der Nachricht von der Verlobung Corinnas mit Leopold eilt sie angesichts dieser schrecklichen Tatsache im Morgenkleide und unfrisiert — shoking für eine Hamburgerin — zu ihrer Schwiegermutter, um ihr tiefstes Beileid auszusprechen. Ihre Empfindungen sind gemischt. Sie ist empört über Corinnas Keckheit; wie kann eine Professorentochter es wagen, in eine reiche Kaufmannsfamilie heiraten zu wollen. Anderseits triumphiert sie, da die Kommerzienrätin nun nichts Eiligeres zu tun hat, als Hildegard Munk dringend einzuladen, und Helene mit ihren eigenen Wünschen für Hildegard nun an das Ziel kommt.

Hildegard selbst tritt wenig in den Vordergrund. Nach allem, was wir über sie hören, ist sie das getreue Abbild der Schwester. Als ihr die Verlobungsanzeige Corinnas und Marcels, die Professor Schmidt kundgibt, vorgelesen wird, ist ihr erster, bezeichnender Ausruf: „Ist das nicht ein Formfehler? Die Verlobten selbst pflegen sonst ihrerseits noch ein Wort zu sagen." Die Form, das Äußerliche ist für sie der Hauptinhalt des Lebens. Ein Formverstoß ist in ihren Augen viel schlimmer

als eine Gesinnungslosigkeit oder ein Mangel an wahrem Stolz. Über allzugroßen Stolz hat sich nun aber Fräulein Hildegard selbst eigentlich nicht zu beklagen. Denn kaum gibt Corinna Leopold den Laufpaß, so betrachtet sie sich auch schon mit ihm verlobt. Sie weiß, daß der Grad von Zuneigung, über den Leopold verfügt, Corinna gehört; trotzdem hält sie, die jüngste Tochter der alten Hamburger Syndikatsfamilie, es nicht für unter ihrer Würde, einfach in dem Treibelschen Hause darauf zu warten, bis Leopold mit seinem ersten Liebesroman zu Ende ist und Corinna ihr das Feld räumt. Ihre Begriffe von Stolz unterscheiden sich eben sehr wesentlich von denen Corinnas.

Die alte Schmolke, die Wirtschafterin in dem Schmidtschen Hause, ist eine der köstlichsten Dienerinnengestalten, die Fontane geschaffen hat. Sie ist mit dem Hause ihrer Herrschaft eng verwachsen, verehrt den Professor und hegt und verwöhnt Corinna, die sie mit erzogen hat. Sie hat ihre kleinen Eigenheiten, denen der Professor und Corinna gern Rechnung tragen. Sie läßt sich z. B. nach Art langjähriger Dienerinnen nicht gern hereinklingeln; das beleidigt sie, sie fühlt sich dadurch herabgesetzt. Eine rührende Anhänglichkeit bewahrt sie ihrem verstorbenen Mann. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß sie von ihrem „Schmolke“ redet und alle seine Verdienste sowohl als Beamter — er war Schutzmann — wie als Mensch herausstreicht. Fast alle ihre Reden leitet sie mit einem: „Schmolke sagte auch

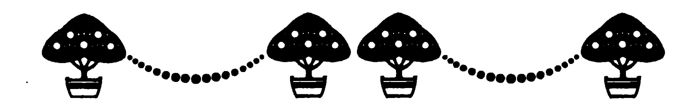
immer" ein. Er ist für sie das Ideal eines Mannes und ihre Richtschnur in allen Dingen. In ihrem gesunden Menschenverstand ergreift sie warm Marcels Partei; sie fühlt, daß Marcel und nicht Leopold der richtige Mann für Corinna ist. Sie wird nicht müde, Marcels Lob zu singen und Corinna Vernunft zu predigen. Trotzdem bleibt sie immer bescheiden in ihrem Rat, und als Corinna ihr ihre Verlobung mit Leopold mitteilt, bekommt sie wohl einen kleinen Schreck, daß es nicht Marcel ist, aber Tatsachen gegenüber benimmt sie sich klug, und Corinnas Wille ist schließlich das Bestimmende für ihre treue Seele. Solange Corinna zufrieden ist, ist sie es auch. So wie sie aber merkt, daß Corinna Leopolds Schwäche müde geworden, daß sie unmutig und verstimmt ist, da faßt sie die Sache an der rechten Stelle an, und nun redet sie und redet, wie nur echte Berlinerinnen reden können. Sie ruht nicht, bis Corinna Schicht mit der Sache macht und sich innerlich wieder zu Marcel bekennt. Frau Schmolke hat der geldstolzen Frau Kommerzienrätin den Tort zwar recht von Herzen gegönnt, den Corinna ihr antat, aber sowie Corinna darunter zu leiden anfängt, will sie von kleinlichen Rachegefühlen nichts mehr wissen. In die Worte: „Ja, Corinna, wenn du ihn nicht liebst und ihr nicht haßt, dann weiß ich nich, was die ganze Geschichte noch soll," faßt sie ihren Standpunkt, von dem aus sie die Affäre betrachtet. Durch ihre vernünftigen, urgesunden Meinungsäußerungen veranlaßt sie zwar Corinna nicht zu ihrem

handeln, aber sie beschleunigt den Prozeß. Ihre Reden wirken nicht wie plötzlicher Wasserfall, sondern wie ein wohltuender, warmer Regen, der die Blüten zur Reife treibt. Es paßt so recht zu ihrem Bild, daß sie an Träume und Vorbedeutungen glaubt. Ihren Bildungsmangel, den ihr doch gewiß keiner zum Vorwurf machen wird, gesteht sie grundsätzlich nicht ein. Der Professor kann die schwierigsten Fremdwörter brauchen, die alte Schmolke nicht immer verständnisvoll; sie weiß, in welche Fakultät sie die Archäologie einzureihen hat und zeigt sich vertraut mit den geographischen Bezeichnungen der klassischen Völker. Da diese kleine Schwäche aber ihre einzige Heuchelei ist, verzeiht man sie ihr gern.

Fräulein Honig, die Gesellschafterin bei Treibels und ehemals Erzieherin, beschränkt sich meist darauf, sich zustimmend zu verbeugen und, ihrem Namen zum Trotz, säuerlich zu lächeln. Fontane zeigt hier in wenigen Strichen die ganze Misere eines Gouvernantendaseins. In dem Treibelschen Hause, wo Geld alles bedeutet, wird die Honig, die es allerdings auch recht wenig versteht, sich eine Stellung zu schaffen, als ein bei Tisch essender Dienstbote betrachtet. Nur dem alten Treibel imponieren ihre Kenntnisse; er ist der einzige, der sie höflich und respektvoll behandelt. Welchen Grad von Vorsicht sie sich in dem Laufe ihrer sechzehnjährigen Erzieherinnenlaufbahn angeeignet hat, zeigt ihre Äußerung auf die Frage, wie sie Lizzis Erziehung finde. Sie

meint, „Lizzichen ist ein Engel", und hütet sich wohlweislich, irgend etwas gegen die tonangebende hamburgische Erziehung zu sagen. Das in fremden Häusern ältlich gewordene, verschüchterte und verbitterte Fräulein Honig hat es verlernt, ihrer eigenen Ansicht Ausdruck zu geben.





Effi Briest.

❀

Der künstlerisch vollendetste und wohl auch der bekannteste Roman Fontanes ist „Effi Briest". Es ist eine moderne Ehebruchstragödie, die sich hier in eigenartiger Weise abspielt. Effi ist ein bildhübscher, lustiger Backfisch von sechzehn Jahren und lebt frei und sorglos als einziges Kind auf dem Gute ihrer Eltern. Sie tollt mit ihren Freundinnen, den Pastorstöchtern, im Garten herum, klettert wie ein kecker Knabe auf die höchsten Wipfel und rudert sich und ihre Freundinnen auf dem Gutssee. Ihrem Übermut und ihrer sonnigen Heiterkeit merkt man es an, daß noch kein lebensernster Gedanke sie berührt hat. Da ruft sie ihre Mutter eines Tages mitten vom fröhlichen Spiel fort in den steifen Salon und stellt ihr ihren eigenen Jugendfreund, den Baron Innstetten, vor, der ein Landratsamt in einem kleinen, pommerschen Städtchen bekleidet. Effi stürmt wie ein Kind in das Zimmer, glühend erhitzt von dem wilden Spiel, die dunklen Zöpfe vom Laufen gelöst, ganz Jugend-

lust und Frische. Innstetten ist hingerissen von soviel Liebreiz und wirbt um ihre Hand. Frau von Briest begünstigt diese Verbindung. Sie liebte Innstetten einst selbst und sieht nur seine Vorzüge. Seine Stellung, seine eleganten Formen, seine Liebenswürdigkeit imponieren ihr, und sie vergißt vollkommen, daß ein älterer Mann, der für sie gepaßt hätte, noch lange nicht der Rechte für ihre Tochter ist. Es ist das alte Lied von der Willkür der Eltern, die Vorsehung spielen wollen. Die Mutter redet Effi solange zu, bis das weltfremde, unerfahrene Kind sein Jawort gibt, ohne eine Ahnung davon zu haben, was Ehe, was lebenslange Gemeinschaft bedeutet. Der alte Briest liebt seine Tochter zu zärtlich, um sie irgendwie zu zwingen, aber er ist ein schwacher Pantoffelheld; er fügt sich blind den Anordnungen seiner Frau, auch hier, wo das Lebensglück seines Kindes auf dem Spiele steht.

So wird denn die kleine Effi mit knapp siebzehn Jahren Frau Landrat von Innstetten, hoch oben in dem kleinen Städtchen Kessin an der Ostsee. Glücklich ist sie nicht. Sie denkt bald mit Sehnsucht an ihre Mädchenjahre zurück. Dazu kommt, daß sie in einem alten, düsteren Spukhause wohnt und wenig Verständnis bei ihrem vielbeschäftigten und überlegenen Gatten findet. Die Kleinstädter und der in der Nähe wohnende Adel finden allerlei an ihr auszusetzen, den einen ist ihre Kleidung zu elegant, den andern zu modern; den einen ist sie zu wenig fromm, die andern tadeln ihr zwangloses Benehmen. Alles ginge an, wenn Herr von Inn-

stetten sie nur als Gatte dafür entschädigte. Aber der Landrat liebt seine Karriere tausendmal mehr als seine junge Frau; er ist ein Streber und ein innerlich hohler Formenmensch. Seine Gespräche mit Effi bestehen meist darin, daß er sie erzieht; und Effi ist nicht zu erziehen. Sie ist ein Naturprodukt, das gerade so geliebt werden muß, wie es eben ist.

Die Geburt eines Kindes ändert nichts an der Ehe. Sie bleibt konventionell, ohne seelischen Zusammenklang. Innstetten fühlt sich wohl dabei; Effi vermißt kameradschaftliche Freundschaft, und zwar so lange, bis sie einen sehr flotten und sehr galanten Major kennen lernt. Sie reitet mit ihm aus und läßt sich den Hof von ihm machen. In einem kleinen Waldhäuschen finden verschwiegene Zusammenkünfte statt, und Effi verlebt alsbald in dem öden Einerlei ihres Alltagslebens einen packenden Roman. Dieses selbstgeschaffene, heimliche Glück dauert aber nur wenige Monate, da Innstetten einen Ruf nach Berlin in das Ministerium erhält. Effi trauert nicht, sie betrachtet diese Übersiedelung nach Berlin als Schicksalswink und faßt den ernsten Entschluß, definitiv mit dem Major zu brechen und fortan als ehrbare Frau Innstettens zu leben. Sie will diesen einen Fehltritt, den sie bitterlich bereut, mit einem Leben voll Treue und Hingabe wieder gut machen. Sie hält auch, was sie verspricht. Mit rührender Selbstlosigkeit geht sie auf alle Eigenheiten Innstettens ein und lebt ausschließlich für ihren Mann und ihr Kind. In Berlin wird die

liebenswürdige und junge Frau Ministerialrat überall bewundert; auf den Hofbällen, den großen Bazaren und Soireen ist sie die gefeierteste Dame.

Schon glaubt sie die ganze Liebesaffäre mit dem Major wie einen bösen Traum hinter sich zu haben, da findet Innstetten eines Tages, während Effi zur Kur in einem Bade weilt, ein Päckchen Briefe, Liebesbriefe des Majors, die Effi wohl längst vergessen hatte. Der Ministerialrat ist empört, sinnlos rasend, nicht etwa deshalb, weil ihm Zweifel an Effis Liebe kommen, sondern lediglich, weil seine Ehre angetastet ist. Verschüttet ist jede freundliche Regung für Effi, er bedenkt gar nicht, daß das alles schon viele Jahre lang zurückliegt, reist sofort nach Kessin zu dem Major und schießt ihn im Duell nieder. Das glaubt er seiner Stellung schuldig zu sein. Seine ganze Herzenskälte und Pedanterie zeigt sich dann, als er Effi ungehört verurteilt, sie von sich stößt und die Scheidung beantragt.

Auf Effi wirkt das alles wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Langsam und allmählich geht ihr erst das Verständnis für ihre Lage auf. Sie fühlt sich schuldig und trägt still und resigniert ihr Leid. Auch ihre Eltern brechen den Stab über sie, und das ist das Allerverwerflichste; denn sie haben sie noch im Kindesalter in diese Ehe gestoßen und wundern sich dann, wenn Effi ein einziges Mal ihre Pflicht vergaß. Aber für Frau von Briest ist Effi jetzt nicht mehr ihr Kind, sondern nur eine geschiedene und für schuldig erklärte Frau, die

von der guten Gesellschaft ausgeschlossen ist, und die man infolgedessen nicht im Hause dulden darf. Der alte Briest hat wohl Sehnsucht nach seinem Kind, mehr als je, aber er wagt keinen energischen Widerspruch gegen Frau und Gesellschaft. Ein leiser Spott Fontanes über die Engherzigkeit der Menschen klingt hier durch.

Effi führt nun ein Büßerleben im tiefen Schatten. Sie hat hoch oben in der vierten Etage eine enge Wohnung bezogen und haust dort einsam und traurig. Ihre einzige Gesellschaft ist ihre alte Dienerin Roswitha, die ihr auch in das Elend gefolgt ist. So vergehen einige Jahre, in denen Effi eine müde, früh gealterte Frau geworden ist. Sie fühlt eine brennende Sehnsucht — nicht nach Innstetten, der ist ihr ein fremder Mann geworden, und sie hat ihm innerlich längst verziehen —, auch nicht nach ihrem eleganten, behaglichen Heim von früher, sondern nur nach ihrem Kind, ihrer kleinen Anni. Eines Tages sieht sie sie zufällig in einem Pferdebahnwagen; das Herz droht ihr zu springen, aber sie wagt nicht, sich ihr zu nähern. Tagelang ringt sie mit dem Entschluß, Innstetten um eine Zusammenkunft mit ihrem Kinde zu bitten. Es gelingt ihr nur durch die Fürsprache der ihr einst freundlich gesinnten Frau des Ministers. Dieses Wiedersehen entspricht zwar ganz und gar nicht den Grundsätzen des Ministerialrates, aber einer Exzellenz schlägt ein Mann wie Innstetten keine Bitte ab. So gibt er mit innerem Widerstreben seine Erlaubnis und schickt seine Tochter in Begleitung der Dienerin Johanna in die Wohnung

Effis. Aber die Kleine ist ganz die Tochter ihres Vaters, sie will nichts von der Mutter wissen und begegnet ihr steif und gezwungen wie einer Fremden. Umsonst überschüttet Effi ihr Kind mit allen erdenklichen Zärtlichkeiten, sie fleht und bettelt förmlich nach einem kindlichen Liebeswort; alles vergeblich. Die Kleine steht da wie ein Stock und rührt sich nicht. Effi wird immer bittender, immer zärtlicher, als wollte sie nur ein herzliches Wort dem Kinde entlocken, aber sie bekommt nur sehr höfliche, wohlerzogene Reden zu hören, die wie automatenhaft eingelernt klingen, bis die arme, gequälte Mutter es aufgibt und mit einem verzweifelten, wilden Aufschrei das Kind fortschickt. So hatte sie es sich doch nicht gedacht, dieses langersehnte Wiedersehen!

Von diesem seelischen Schlage kann sich Effi nicht mehr recht erholen. Dazu kommt ein körperliches Leiden, das sie quält und innerlich aufzehrt. Als ihre Eltern von ihrer Krankheit erfahren, erklären sie sich endlich bereit, ihr Kind wieder bei sich aufzunehmen. Effi reist nach dem väterlichen Gut, verlebt dort noch ein paar friedliche Tage und stirbt dann leise dahin. Ihr letzter Wunsch ist, daß auf ihrem Grabstein „Effi Briest" stehen soll, ihr Mädchenname, da sie dem zweiten Namen keine Ehre gemacht habe.

Ein Zug milder Duldsamkeit weht durch den Roman. Eine Tragödie menschlicher, allzu menschlicher Irrungen spielt sich vor uns ab. Die Schwäche des Vaters, die Oberflächlichkeit der Mutter, die Lieblosigkeit und akten-

deckelartige Steifheit des Gatten und ihre eigene Unerfahrenheit graben der armen Effi ihr frühzeitiges Grab. Das Erscheinen des Majors war kein düsteres Verhängnis; denn wäre es nicht dieser gewesen, so wäre eben ein anderer gekommen. Die Ehe, in der die Seelengemeinschaft fehlte, konnte nicht Stand halten; sie löste sich bei dem ersten Anprall, ähnlich wie zwei Metalle, denen es an Adhäsion fehlt, sich niemals miteinander verschmelzen können. Effi hat alle die liebenswürdigen Züge, die Fontane märkischen Landedelfräuleins verleiht. Es ist, als ob sie auch nur auf märkischem Boden gedeihen könnte; sowie Effi ihr Heim verläßt, wird sie haltlos, und an der Meeresküste verliert sie jeden Grund unter den Füßen. Erst mit dem Augenblick, wo sie wieder nach Berlin übersiedelt, kehrt ihr Festigkeit und Selbstvertrauen zurück. Die späten, erschütternden Wirkungen ihres einstigen Fehltrittes drücken sie dann wieder zu Boden und rauben ihr für immer Glück und Gesundheit, Gatten und Kind, Eltern, Vermögen und Stellung, Heim und Frohsinn.

Der Dichter malt den Charakter dieser seiner letzten Heldin mit ganz besonderer Liebe. Wir lernen die kleine Effi mit allen ihren Vorzügen, Schwächen, Neigungen, Interessen und Torheiten so genau kennen, daß wir uns ganz bequem mit ihr unterhalten könnten. Und wenn wir sie jetzt fragten, weshalb sie denn eigentlich ihr ganzes Lebensglück so leichtfertig zerstört habe, so würde sie bis zu ihren dunklen Locken hinauf erröten und dann offen und

ehrlich bekennen: „Ach, es war alles meine Schuld, aber kämpfen war nicht meine Sache, und darauf kam es doch gerade an." Das war es, Laune und List, Klugheit und Liebenswürdigkeit, alles stand ihr zu Gebote, nur zu kämpfen verstand sie nicht; dafür war sie nicht gerüstet, und keiner stand ihr schirmend zur Seite. Weich und schmiegsam unterlag sie nicht wie eine Frau, sondern wie ein Kind jedem kräftigen Willen. Der Major war für sie, was der Onkel aus Amerika für eine Kinderphantasie ist; er erzählte ihr seltsame Dinge aus fernen Reichen, und das Fremde lockte und gefiel ihr, bis sie sich schließlich hinführen ließ. Die Liebe hatte nichts damit zu tun.

Effis Mädchenjahre waren ein einziger goldener Sonnenstrahl gewesen. Sie hatte Freiheit und Zärtlichkeit, ihr lebhaftes Temperament schuf ihr herrliche Freuden. Sie liebt das Turnen und Jagen, jedes wilde Spiel ist ihr recht, jedes Stillsitzen und sittsame Handarbeiten höchst langweilig und zuwider. Ihre jugendlichen, elastischen Glieder sehnen sich nach reger, oft übermütiger Betätigung. Die Mutter läßt sie stets lächelnd gewähren, sie ist stolz auf die Grazie ihres Kindes.

Fast nimals finden wir bei Fontaneschen Frauen Schilderungen ihres Äußeren. Ihre Charakteristik ergibt sich meist einzig und allein aus dem Inhalt ihrer Reden, aus der Art ihres Plauderns. Nur bei Effi macht der Dichter eine Ausnahme und schildert mit liebevoller Eindringlichkeit ganz besonders auch ihr Äußeres; er nennt

sie nicht schön, nicht einmal hübsch, und doch muß ihr ein ganz eigener Reiz und unwiderstehliche Anmut anhaften. Von ihren „lachenden, braunen Augen" sagt er, daß sie „eine große, natürliche Klugheit und viel Lebenslust und Herzensgüte verrieten". Aber es bedarf all dieser äußeren Attribute nicht, ihr Charakter ist schon deshalb so reizvoll, weil er voll rätselhafter Widersprüche ist. Sie ist naiv und treuherzig und versteht es doch, eine versteckte Komödie zu spielen; sie ist übermütig und stolz und bringt es doch fertig, jahrelang mit einer feigen Lüge auf der Seele herumzugehen.

Mit ihren bürgerlichen Freundinnen verkehrt die kleine Effi kindlich kameradschaftlich, und doch liebt sie es zuweilen, ihren alten Adel zu betonen; mit einem „aber davon versteht ihr nichts", pflegt sie dann zur Tagesordnung überzugehen, und die Freundinnen nehmen es ihr auch nicht übel, weil solche adelsstolze Regungen sehr schnell bei ihr vorübergehen. Eine ganz besondere, bleibende Verehrung hat Effi für ihre Mutter; sie gilt hauptsächlich ihrer Schönheit und ihrem aristokratischen Wesen. Ihre Mutter scheint ihr die begehrenswerteste aller Frauen, und sie schwärmt regelrecht für sie, wie ein junger Knappe für seine Gebieterin. Die Erzählung ihres Geographielehrers, daß bei Konstantinopel arme, unglückliche Frauen in das Meer versenkt wurden, wenn sie untreu waren, macht einen merkwürdig tiefen Eindruck auf sie. Die Schlußworte des ersten Kapitels: „Ich vergesse das nicht, ich behalte so was," sind wie ein erster,

leiser, düsterer Vorklang, eine Hindeutung auf Kommendes, auf ihr eigenes, trauriges Schicksal. Ganz jungenhaft sind Effis Wünsche: so wünscht sie sich von ihrem Vater dicht neben der Schaukel einen riesigen Mastbaum zur freien Verfügung, und das wenige Stunden vor ihrer Verlobung. Der Reifen, mit dem sie am Verlobungstage mit ihren Freundinnen spielt, paßt noch sehr viel besser zu ihr als der kleine, goldene Reif, der sie drückt und der sich, trotz aller Geschicklichkeit, nicht so beliebig fortwerfen und wieder fangen läßt. Mit dem sechzehnjährigen Kinde hat man leichtes Spiel. Ein achtzehn- oder zwanzigjähriges Mädchen widersetzt sich, kämpft, zweifelt, verzweifelt oder siegt, wenn es zu einer unsympathischen Ehe gezwungen werden soll. Es ahnt doch dann wenigstens schon die tiefe Bedeutung einer Ehe. Aber die kleine Effi weiß noch nichts von der Liebe und Ehe, sie weiß auch nichts von Selbstbestimmung und Verantwortung, sie tut eben nur wie immer das, wozu ihre schöne, vergötterte Mutter ihr zuredet. Daß sie nach ihrer Verlobung kein rechtes Glück empfindet, geht am unverhülltesten aus einem Gespräch mit ihrer Freundin Herta hervor, die sie nach Backfischart fragt, wie ihr denn nun eigentlich als Braut zumute sei, und ein gedehntes „O, ganz gut!" zur Antwort erhält. Und als Herta nun eindringlicher fragt, ob es denn auch der Richtige sei, meint Effi: „Jeder ist der Richtige. Natürlich muß er von Adel sein und eine Stellung haben und gut aussehen." Wenn ein sechzehnjähriger, deutscher

Backfisch so nüchtern-altklug redet, dann ist es mütterliche Weisheit, die zum Ausdruck kommt. Das alles klingt sehr nach Frau von Briest, deren gehorsame Schülerin die kleine Effi sein will. Ihr romantischer Sinn läßt ihr die Brautzeit als etwas Apartes erscheinen, und alles Neue hat Reiz für sie, auch wenn das Herz nicht berührt wird. Die Aussteuerbesorgungen interessieren sie nicht; das überläßt sie vollkommen ihrer Mutter. Ob etwas billig oder teuer ist, wieviel Gedecke oder Handtücher nötig sind, ist für sie langweilig und alltäglich, und sie verwechselt Zahlen und Preise beständig. Es ist nicht Anspruchslosigkeit, als ob ihr an dem Besitz dieser Dinge nichts liege, sondern nur die Gleichgültigkeit, die ihr phantasievolles Köpfchen allen prosaischen Dingen des Lebens entgegenbringt. Denn sobald sie in einem Schaufenster etwas ganz exquisit Schönes, etwas ganz besonders Apartes sieht, möchte sie es besitzen. Ist es nun zu teuer und schlägt Frau von Briest ihr deshalb das zweitbeste vor, so verzichtet sie lieber ganz. Wenn sie das Beste nicht haben kann, verzichtet sie auf das Zweitbeste. So ist diese Anspruchslosigkeit im Grunde recht anspruchsvoll; aber es liegt Rasse und Stolz darin. Effi lebt ganz und gar in ihren Vorstellungen und Träumen, und wenn die Prinzessin Friedrich Carl vorüberfährt und sie von ihrem Wagen aus freundlich grüßt, so gilt ihr das mehr als eine ganze Truhe voll Weißzeug. So charakterisiert sie Frau von Briest.

Effi ist ein Kind der Romantik. Sie verkörpert

die ganze Romantikerzeit mit allem ihren Zauber, ihrer Mystik und ihren Verirrungen, während Innstetten in seiner nüchternen und pedantischen, sachlichen, kühlen Art die Aufklärungszeit personifiziert. Ebensowenig wie eine harmonische Ehe etwa zwischen Bettina Brentano und Herwegh jemals möglich gewesen wäre, ebenso undenkbar ist sie zwischen Effi und Innstetten. Wenn Phantasie und praktischer Verstand sich vermählen, dann wird allemal die Königin Phantasie entthront und vertrieben. Bezeichnend sind auch ihre phantastischen Wünsche, die sie der Mutter gegenüber äußert. Sie möchte einen japanischen Bettschirm mit goldenen Vögeln darauf, alle mit einem langen Kranichschnabel darauf, und eine Ampel mit rotem Schein; alles will sie farbenreich, weil ihre Zukunftsbilder ebenso bunt und kraus und eigenartig beleuchtet sind. Sie stellt sich ihren zukünftigen Wohnort, Kessin, ganz fabelhaft vor, und sie selbst dünkt sich als Prinzessin in dem Märchen.

Recht bedenklich verrät sich ihre mangelnde Liebe für ihren Bräutigam, als sie seinen Brief uneröffnet beiseite legt und ihn dann beinahe zu lesen vergißt. Auf den Besuch ihres jungen Vetters freut sie sich schon im voraus. Man sollte fast glauben, sie würde besser zu ihm als zu dem Landrat passen, obwohl Effi das bestreitet und meint, er wäre ja noch ein halber Junge, den sie nicht heiraten könnte. Aber ein halber Junge ist für ein sechzehnjähriges Mädchen immer noch besser als ein halber Hagestolz; und Effi hätte ja Zeit gehabt,

zu warten. Frau von Briest beruhigt sich indessen dabei, auch als sie Effis Ansichten über Ehe hört. „Ich bin nicht so sehr für das, was man eine Musterehe nennt," bekennt sie offenherzig „ich bin für gleich und gleich, für Zärtlichkeit und Liebe." Arme Effi! Das alles findet sie bei dem ihr zudiktierten Gatten nicht. Und wenn es nicht Liebe sein kann, dann ist sie für Glanz, Ehre und Zerstreuung. „Was ich nicht aushalten kann, ist Langeweile," sagt sie ernsthaft in richtiger Selbsterkenntnis. Und gerade die Langeweile und Einsamkeit ist es, über die Effi später stürzt und zu Boden fällt. Eine heftige Stimmung übermannt sie plötzlich, als sie daran denkt, wie glücklich sie doch bisher im Elternhause war. Frau von Briest hält das alles für die üblichen Brautstimmungen, während es doch einem ganz bestimmten Gefühl unbewußter Furcht vor Innstettens Prinzipien und Grundsätzen entspringt (Grundsätze hält sie für noch schlimmer). Sie fühlt dunkel und instinktiv ihre grundlegende Verschiedenheit, fühlt, daß es hier in der Naturanlage eine Kluft zwischen ihnen gibt, über die sich keine Brücken schlagen lassen. Aber sie ist noch viel zu kindlich und jung, als daß es ihr bewußt würde. Kurz vor dem Hochzeitstag fragt die Mutter sie noch einmal: „Liebst du denn Geert nicht?" Effis Antwort, eine Gegenfrage: „Warum soll ich ihn denn nicht lieben?" zeigt deutlich genug, daß sie ihn nicht liebt. Sie glaubt, daß er sie verwöhnen wird, und das stimmt sie dankbar. Frau von Briest nennt Effi mitteilsam und verschlossen zugleich,

beinahe verstockt: ein „ganz eigenes Gemisch“. Jedem verwandten Klang erschließt sich ihre Seele. Nur wenn sie etwas unharmonisch berührt, dann geschieht das Abweisen bei ihr in Form des scheuen Sichversteckens.

So viel natürliche Klugheit Effi besitzt, so wenig allgemeinen Bildungsfonds hat sie. Man merkt, daß sie keinen geordneten Schulgang, sondern immer nur mittelmäßigen Privatunterricht von Kandidaten gehabt hat. Als ihr Gatte auf der Hochzeitsreise einmal die Worte aus dem Faust: „Er liegt in Padua begraben“ zitiert, weiß Effi nichts davon. Ebenso fremd und neu sind ihr die Namen der architektonischen und plastischen Kunstwerke. Eine leise Sehnsucht klingt aus den kindlich rührenden Briefen, die sie von der Hochzeitsreise aus nach Hause schreibt. „Ach, ich gäbe was drum, wenn ich mit den Jahnkeschen Mädchen auf unserem Hof, auf einer Wagendeichsel sitzen und ‚unsere‘ Tauben füttern könnte!“ heißt es da einmal. Was bedeuten ihr die Tauben auf dem Markusplatz neben den heimischen, altvertrauten!

Für jede Kleinigkeit, mit der ihr Gatte sie überrascht, ist Effi dankbar und froh. Ihr Zimmer mit dem Flügel und dem türkischen Teppich, dem Goldfischbassin und dem Blumentisch kommt ihr wie unverdiente Verwöhnung vor; in ihrer kindlichen Zärtlichkeit will sie Innstettens Hand küssen. Man merkt es ihr an, wie gern sie ein herzliches Verhältnis gestalten möchte, aber alle ihre Versuche prallen an Innstettens kühler Korrekt-

heit ab. Wie fast alle phantastischen, leicht erregbaren Menschen neigt Effi zu Aberglauben und Gruselvorstellungen. Sie kann in der ersten Nacht in ihrem neuen Heim nicht schlafen, weil sie sonderbare Geräusche zu vernehmen glaubt, die sie beunruhigen und verwirren. Bestärkt wird diese Besorgnis noch sehr wesentlich durch die mystischen Andeutungen ihrer Zofe und den sonderbaren Ernst, mit dem ihr Gatte diese Dinge behandelt. Sehr möglich, daß Effis Gewissen dadurch symbolisiert werden soll, denn der Chinese taucht immer zu Zeiten auf, wo Effi sich in einer neuen, kritischen Lage befindet. Aber derartige Allegorien liebt Fontane sonst eigentlich nicht in seinen Romanen. Rein realistisch betrachtet, ohne sich in das bei Fontane immerhin unsichere Gebiet der Deutungen zu begeben, bedeutet diese Spukgeschichte jedenfalls die erste Lüge, die Innstetten in die Ehe bringt. Denn ein Verschweigen oder Hinzudichten ist in diesem Falle gleichbedeutend mit Lüge. Er benützt Effis Angst und Leichtgläubigkeit als Abwehr gegen ihre mögliche Untreue. Das mag sehr originell und pädagogisch richtig sein, aber Herzlichkeit und Liebe wären eine weit sichere und einfachere Vorkehrungsmaßregel gewesen, um sich Effis Treue zu wahren. So erreicht er nur, daß die frische Effi sich in eine nervöse junge Frau verwandelt. Rührend ist es, wie sie sich bemüht, alles anzuerkennen. In ihrer Liebenswürdigkeit lobt sie alles, was sie sieht, hört und schmeckt, selbst den Frühstückskaffee; alles findet sie vornehmer als zu Hause. Ihre

lückenhafte Schulbildung gibt Innstetten oft Gelegenheit, sie zu belehren. In ihrem Köpfchen sieht es wirr aus: sie verwechselt Liktoren und Konsuln, und glaubt schließlich, die Kessiner Herren Konsuln, seien identisch mit den altrömischen. Aber diese Unwissenheit läßt sie nur um so anziehender erscheinen, denn alle Musterschulbildung wiegt nicht die wundervollen, phantasiesprühenden Vergleiche und Bilder auf, die Effis Plaudereien so warm und leuchtend erscheinen lassen. Ob sie nun ihren Gatten mit einem indischen Fürsten vergleicht und dieses Bild weiter ausdehnt auf Zimmer und Wandschmuck, oder ob sie aus ihrem Bilderbuch erzählt, das ihr in Kindertagen sehr ans Herz gewachsen war, oder ob sie ihre Freundinnen schildert, immer klingt, was sie erzählt, hübsch und apart, phantasievoll und anmutig. Der große Dichter-Plauderer verbirgt sich hinter ihr und haucht ihr seinen Odem ein, und mehr als irgend eins seiner Geschöpfe verkündet Effi seinen Ruhm der Welt.

In ihrer jungen Hausfrauenwürde und landrätlichen Stellung beweist Effi viel Gewandtheit. Besonders einem Freunde ihres Mannes, dem verwachsenen Apotheker Gießhübler, begegnet sie mit so viel von Herzen kommender Liebenswürdigkeit, daß den kleinen, buckligen Junggesellen bald eine glühende, dankbare Verehrung für die junge Frau Landrat beseelt. Er empfindet mit zartem Takt ihre Vorzüge, ihre trotz allem Adelsstolz natürliche Schlichtheit und Bescheidenheit im Verkehr mit Menschen, die sie schätzt, und ihre große Herzensgüte. Sie sagt

dem armen, kleinen Gießhübler so liebenswürdige Dinge, nicht etwa um zu kokettieren oder nett erscheinen zu wollen, sondern einfach weil er unglücklich und schüchtern ist und ihr leid tut. Sie ist bestrebt, ihn zu erfreuen, wo sie nur kann, und zaubert so einen goldenen Lichtstrahl in sein einsames, glanzloses Leben. Über diesem fleckenlosen, schönen Verhältnis zwischen Effi und Gießhübler liegt ein reiner Hauch. Effis ganzer Adel der Gesinnung zeigt sich hier im schönsten Licht. Sie entscheidet sich im übrigen für Einsamkeit, obwohl sie sonst bunte Geselligkeit liebt. Aber die Leute in und um Kessin mißfallen ihr, nur den Apotheker nimmt sie aus. Das alles zeugt von richtigem Urteil und stellt ihr selbst das beste Zeugnis aus: Gießhübler ist in der Tat der gediegenste Mensch des Städtchens.

Ein verhaltener Sehnsuchtsakkord klingt nun beständig durch Effis Leben. Das viele Alleinsein macht sie allmählich melancholisch und nervös. Ihr Gatte ist dienstlich stark beansprucht und überläßt sie viel sich selbst. Es fehlt ihr vor allem an gleichaltriger Gesellschaft. Sie vertreibt sich die Zeit damit, daß sie sich in ihre Mädchenzeit zurückversetzt; sie stellt allerhand Betrachtungen an und kommt zu dem bedenklichen Resultat, daß ihre Mutter viel besser Landrätin in Kessin gewesen wäre als sie. Sie fängt langsam an zu begreifen, daß sie nicht dahin passe, wohin sie gestellt worden ist. Viel lieber möchte sie mit ihren Freundinnen herumtollen, lachen und spielen, wie es ihren Jahren zukommt. Sie ist noch zu sehr

Kind und braucht zum mindesten einen Gatten, der selbst noch jugendlich ist und ihren Kindersinn versteht. Da sie weit und breit niemand hat, mit dem sie plaudern kann, unterhält sie sich in ihrer kindlich offenen Weise öfters mit Johanna, ihrer Kammerzofe. Die angstvollen Träume stellen sich immer wieder ein, aber sie schweigt davon ihrem Gatten zuliebe, dessen Tadel oder Spott sie fürchtet, gibt wie immer nach und bleibt weiter in dem Spukhaus wohnen. Sie umgibt Innstetten mit ihrer ganzen kindlich zärtlichen Wärme; erst ganz allmählich, als sie so gar keinen Widerhall findet, verwandelt sich die Wärme in laues und zuletzt in kühleres Verhalten. Jetzt unterdrückt sie auch ihr starkes Heimweh nicht mehr vor ihm; als sie eines Abends den Berlin-Hohen-Cremmner Zug vorbeifahren sieht, schaut sie ihm sehnsuchtsvoll nach, und ihre Augen stehen voll Tränen. Hohen-Cremmen bedeutet für sie Leben und Heim, in Kessin fühlt sie sich wie in fremden Welten. Lange dauern aber solche sentimentalen Stimmungen bei Effi niemals; schon nach wenigen Minuten entdeckt sie wieder neue Reize in ihrem gegenwärtigen Leben und gibt sich Mühe, über das Hohen-Cremmner Alltagsleben zu spotten. Für jeden Neueindruck ist sie, nach Kinderart, empfänglich. Als Gieshübler sie zu einem musikalischen Abend einlädt, da eine befreundete Sängerin bei ihm zu Gaste weilt, ist sie wie benommen von dem romantischen Text und der phantasievollen Komposition, die sie zu hören bekommt.

Kurz nach den Freuden des Weihnachtsfestes schreibt

Effi einen langen und offenherzigen Brief an ihre Mutter. Es ist das letzte Mal, daß Effi ihrer Mutter so schreiben kann, daß sie noch nichts zu verbergen hat. Und so liegt denn in diesem Brief ihr ganzes Seelenleben vor uns ausgebreitet. Sie schildert in bewegten Worten ihre große Bangigkeit nach Eltern und Heimat. Man merkt es, daß sie beim Schreiben des Briefes mit ihren Tränen zu kämpfen hat: „Ich kann ein Gefühl des Alleinseins nicht los werden," heißt es; aber zwischen den Zeilen steht etwas, was nur sichtbar ist für ein wirklich sorgendes Mutterauge: Effi ahnt Mutterfreuden. Diese Vorstellung fällt uns schwer. Fast wie Abnormität berührt es bei diesem Kindskopf, gerade als ob eine Pflanze schon Früchte trägt, noch bevor ihr Zeit gelassen war, ihre Blüte zu erreichen. Effi steht noch ganz in dem Stadium der Knospe, die sehr viel liebevoller Pflege und Sonne bedarf, wenn sie sich weiter entwickeln soll. Sie freut sich auf ihr Kind, wie man sich auf eine Zerstreuung, auf ein neues Spielzeug freut. „Ich gehöre noch halb in die Kinderstube, diese Vorstellung verläßt mich nicht und bringt es zuwege, daß das, was mein höchstes Glück sein sollte, doch fast noch mehr eine ständige Verlegenheit für mich ist," schreibt sie der Mutter. Was Effi eigentlich in ihrer Ehe fehlte, das waren Huldigungen, Anregungen, kleine Aufmerksamkeiten, eben jene Kleinigkeiten, die so unwesentlich erscheinen und doch, in ihrer Summe, das Leben einer Frau verschönen und würzen. Dafür geht aber dem Landrat jegliches

Verständnis ab. Er war kein Freund von besonderen Anstrengungen und persönlichen Opfern. Ohne Skrupel läßt er Effi Winterabende lang allein, ohne daß ihm nur einmal die Frage auftaucht, ob sie denn bei dieser Lebensführung auch glücklich sei.

Effis liebenswürdige Freundlichkeit erstreckt sich auch auf Leute niederen Standes. Die herzliche Art und Weise, wie sie mit ihrer Dienerin Roswitha, die ihr später so unentbehrlich wird, Bekanntschaft schließt und sie gleich engagiert, erzeugt eine lebenslange Dankbarkeit in Roswithas Herzen. Auch in dem weiteren Verkehr mit ihr entwickelt sie alle die liebenswürdigen Vorzüge märkischer Landedelfräulein: sie läßt sich Geschichten von ihr erzählen, die von Roswithas Leben handeln, und hört, je nach dem Inhalt teilnahmsvoll interessiert oder lustig dazwischen fragend und lachend zu, ohne eine Spur von Überheblichkeit und Dünkel. Nur eins kann sie nicht vertragen: Anspielungen auf ihre große Jugend. Als der Tauftag ihres Töchterchens gefeiert wird, und Effi noch immer erst siebzehn Jahre zählt, antwortet sie dem Major Crampas, der ihr ein Kompliment über ihre große Jugend macht, ganz entrüstet: „Sie verderben sich vollends, Major. Sie können mich eine Großmutter nennen, aber Anspielungen darauf, daß ich noch nicht achtzehn bin, das kann Ihnen nie verziehen werden.“ Als ob sie es dunkel fühlt, daß sie an ihrer Jugend scheitern sollte.

Als Effi nach Jahresfrist zum ersten Male, nur von

Roswitha und dem Kinde begleitet, den Eltern einen Besuch in Hohen-Cremmen abstattet, zeigt sich etwas sehr Merkwürdiges, für ihren Gatten nicht gerade Schmeichelhaftes: sie vergißt in dem Elternhause, während sie wie früher mit den Jahnkeschen Zwillingen, ihren Freundinnnen, Ball oder Krocket spielt, vollständig, daß sie verheiratet ist. Ihr Leben in Kessin liegt wie ein Schemen hinter ihr und kommt ihr von Zeit zu Zeit ganz aus dem Sinn. Und „das waren dann immer glückliche Viertelstunden", heißt es von diesen Zeiten des Vergessens. Der Landrat hält es inzwischen für unnötig, sich in Erinnerung zu bringen. Während der ganzen sechs Wochen besucht er seine junge Frau nicht ein einziges Mal. Obwohl Effi sich im stillen darüber wundert, vielleicht auch durch diesen offenbaren Sehnsuchtsmangel schmerzlich berührt ist, verteidigt sie ihren Mann doch sehr beredt und warm, selbst ihrem Vater gegenüber, dem Innstettens Benehmen nicht recht gefällt. Diese Reise bildet einen tiefen Abschnitt in Effis Leben. Bis dahin war sie durch und durch Kinderunschuld. Nach ihrer Rückkehr tauchen die ersten Spuren von Koketterie auf. Sie ist schöner und selbstbewußter geworden, anders als vor ihrer Reise. Sie macht mit Erfolg Gebrauch von ihren Reizen, ihr Mann gesteht ihr, daß sie wie vertauscht sei und etwas Verführerisches bekommen hätte. Darüber freut sie sich; denn das Kokettieren ist ein unterhaltendes, reizvolles Spiel für junge Frauen ihrer Art, aber auch ein sehr gefährliches, namentlich wenn ein Mann wie der

gewiegte Frauenkenner Major Crampas der Partner ist.

Crampas beginnt seine Künste damit, daß er Effi zunächst Aufklärung über Innstettens Charakter gibt, den er von früher her kennt. Als sie durch ihn erfährt, daß Innstetten vermutlich den Spuk im Hause als Erziehungsmittel für sie braucht, ist sie empört. Ein solcher „Angstapparat" aus Berechnung, um sie in Zucht zu halten, scheint ihr mit Recht ein Mißtrauensbeweis. Wenn schon die Liebe zu Geert niemals ernstlich bei ihr hatte Fuß fassen können, so verfliegt jetzt auch noch die Achtung, der Respekt, den sie bisher seinen Jahren, seiner Stellung und seiner geistigen Überlegenheit gezollt hat; die bisherige Gleichgültigkeit wandelt sich in eine leise Aversion, ihre frühere Offenheit in klug wägende Verschlossenheit. Sie sagt ihm nur soviel, als ihr gut dünkt, und löst sich unbewußt innerlich von ihm los. Hin und wieder bricht noch ihre alte Ehrlichkeit durch, und sie faßt den Entschluß, noch bevor irgend etwas für sie Kompromittierendes geschehen ist, Innstetten von ihren Abenteuern mit Crampas zu erzählen. Ein Beweis, wie harmlos sie die ganze Sache auffaßt: sie ahnt nichts von Crampas ehrlosem Vorgehen und weiß nichts von der gefährlichen Situation, in die sie sich begibt. Sie will nichts, als sich ein wenig den Hof machen lassen, nur mit dem Feuer spielen; aber er überlistet und verwirrt sie derart, daß sie nicht mehr wagt, ihrem Mann davon zu sprechen. Effi empfindet nichts für den Major;

sie gehört ihm schließlich an, ohne seine Geliebte zu sein. In ihrer Unerfahrenheit geht sie in die Netze des alten Frauenfängers. Alles mag bestimmend gewesen sein und mitgewirkt haben: die Lust am Kokettieren, die Freude, endlich einmal einen aufmerksamen Kavalier gefunden zu haben, das monotone Leben in Kessin, der verbotene Reiz des Aparten, der Hang zu abenteuerlichen Episoden, vielleicht auch ein durch den Major künstlich genährtes Rachegefühl gegen Innstetten: nur Effis Herz hat nichts damit zu tun. Es war keine Liebe, die sie zu Crampas zog. Als Innstetten seine Frau vor dem leichtsinnigen und rücksichtslosen Major warnt, ist es zu spät. Der Schritt ist bereits geschehen, und Effi spricht die erste Lüge ihrem Mann gegenüber aus, allerdings mit einer Meisterschaft, die erstaunlich ist. Sie lenkt jeden Verdacht von sich ab. Zwischendurch, in all dieser Verworrenheit, bricht sich doch wieder ihre bessere Art Bahn. Als sie von dem gescheiterten Schiff und den verunglückten Menschen hört, ist sie die erste, die hinauseilt, um zu retten und zu helfen. Sie weint vor Freude, als es gelungen ist, alle zu retten. So oft es gilt, andern zu helfen, ist sie in ihrem Edelsinn dazu bereit. Nur sich selbst helfen kann sie nicht mehr. Sie empfindet das Unrechte ihrer Handlung zu deutlich, als daß sie sich in einer solchen Situation wohl fühlen könnte. Das Beschönigen ist nicht ihre Sache; aber sie ist nicht stark genug, um Fesseln zu brechen und Ketten zu sprengen. So schwer sie auch leidet und so gern sie sich befreien

möchte, kann sie sich doch zu dem einen nötigen, energischen Willensakt nicht aufraffen. Es ist das durchaus kein rätselhafter Zug Effis, sondern die rätselhafte Frauennatur im allgemeinen. Fontane, der Frauenfreund und -kenner, weiß, daß eine Frauenseele sich nicht nach Gesetzen der Logik erklären und nach Regeln der Mathematik berechnen läßt. Sie verlangt ihr eigenes Studium und hat eine Psychologie für sich. Der Dichter schildert Effis seltsamen Zustand mit den Worten: „So trieb sie denn weiter, heute, weil sie's nicht ändern konnte, morgen, weil sie's nicht ändern wollte. Das Verbotene, das Geheimnisvolle hatte eine Macht über sie."

Die Kugel ist nun einmal im Rollen, und es beginnt ein Versteck- und Komödiespielen, bei dem Effi eine sie selbst erschreckende Künstlerschaft beweist. Täglich erfindet sie neue Lügen und Vorwände, um die heimlichen Zusammenkünfte mit dem Major zu ermöglichen; und von Tag zu Tag macht sie größere Fortschritte in der Verstellungskunst. Eine mondäne Pariserin könnte dabei nicht geübter zu Werke gehen als Effi. Diese leichte, französische Seite ihres Temperaments berührt seltsam, und doch ist sie wieder nur scheinbar französisch, denn es liegt eine ganze Welt zwischen den Ehebruchsmotiven einer Pariser Bühnenheldin und den Eingebungen Effis. Nur in der fast raffinierten Technik, die sie dabei anwendet, nähert sie sich der Französin. Damit schwindet aber auch ein großer Teil ihres Reizes. Das „halb Rührende, halb Schelmisch-Kindliche", was sie noch als Frau

gehabt hatte, ist fort. Ganz wehmütig klingt es, wenn sie, die selbst in einer Schuld sich befindet, ihre Dienerin Roswitha vor Liebeleien warnt. Seit Effi den Major Crampas näher kennen gelernt hat, ändert sich auch ihr Urteil über ihren Vetter Dagobert, der ihr plötzlich „dalbrig" vorkommt. Früher amüsierten sie seine harmlosen Scherze, jetzt ist sie andere Kost gewöhnt.

Dieser Winter mit Crampas ist das dunkle Blatt in Effis Leben. Wie erlöst atmet sie auf, als Innstetten ihr seine Versetzung nach Berlin mitteilt. Ein tiefes „Gott sei Dank" entringt sich ihr, in dem ein ganzes Sündenbekenntnis, ein offenes Eingestehen ihrer Schuld liegt. Und noch mehr enthält dieses erlösende „Gott sei Dank" den Sieg des Guten, die Sehnsucht, wieder ehrlich zu leben und mit Crampas abzubrechen. Der Boden brennt ihr unter den Füßen. Es treibt sie fast gewaltsam fort aus dem Ort, der so verhängnisvoll für sie geworden ist. Der Zufall kommt ihr zu Hilfe. Ihre Mutter, die einer Kur wegen in Berlin weilt, ruft sie zu sich. Sie ergreift frohen Herzens diese Gelegenheit, um gleichzeitig eine Wohnung in Berlin zu suchen, und reist auf der Stelle ab; „für einige Tage", sagt sie ihrem Gatten; sie selbst aber weiß, daß sie nicht mehr nach Kessin zurückkehren wird. Eigenartig gefärbt ist Effis Abschied von Gieshübler. Sie läßt ihn durchblicken, daß es „für immer" scheiden heißt, daß sie nicht gekommen sei, um nur für ein paar Tage Adieu zu sagen. Sie legt so viel ernste Wehmut, so viel herzlichen Dank in

dieses letzte Lebewohl, daß der alte, treue Freund und Verehrer ihr ganz benommen nachschaut. Aber Effi hat es ihn auch nur ahnen lassen und nicht mehr. Sie hat sich mit keinem Wort verraten; und nun kommt das Letzte, was ihr in Kessin zu tun übrig bleibt, die Abschiedszeilen an Crampas. Kein sentimentales Wort, kein Vorwurf, dazu ist sie viel zu gerecht und ehrlich gegen sich selbst. Der Brief enthält nur einen energischen Bruch mit der Vergangenheit und ein rührendes Bekenntnis ihrer Schuld. „Ihr Tun mag entschuldbar sein," so schließt Effi den Brief, „nicht das meine. Meine Schuld ist sehr schwer. Aber vielleicht kann ich noch heraus. Daß wir hier abberufen werden, ist mir wie ein Zeichen, daß ich noch zu Gnaden angenommen werden kann. Vergessen Sie das Geschehene, vergessen Sie mich." Und damit ist es ihr Ernst; sie hat einmal gefehlt, dann bitter bereut und weiß gewiß, daß sie von ihrer Abenteuerlust geheilt ist.

In der neuen Umgebung taucht auch Effis alte Heiterkeit wieder auf. Das Zusammensein mit ihrer Mutter wirkt, wie immer, belebend auf sie. Sie plaudert heiter wie in alten, glücklichen Zeiten, hört andächtig lauschend auf der Mutter Worte, erzählt selbst sprühend und humorvoll und medisiert auch wohl dabei, ein Zeichen ihrer scharfen Beobachtung und ihres Witzes. Noch einmal ist sie gezwungen, eine große Komödie aufzuführen, diesmal aber aus fast moralischen Gründen. Sie dichtet sich eine Krankheit, einen Rheumatismus an,

nur um einen stichhaltigen Grund dafür zu haben, daß sie die letzten Wochen bis zu Innstettens Übersiedelung nicht mehr nach Kessin zurückzureisen braucht. Sie will nichts mehr mit Crampas zu tun haben, und in Kessin wäre es unvermeidlich gewesen, ihn wiederzusehen. Um einem solchen peinlichen Zusammensein zu entgehen, mußte sie krank werden. Fast alle Fontaneschen Heldinnen verstehen es ja, ein wenig zu schauspielern, wo es nötig ist; man denke nur an Corinnas Virtuosität in der Szene mit Frau Treibel oder an Melanies Ehejahre mit van der Straaten, die eine zehnjährige Komödie bedeuten. Die Fontaneschen Frauen büßen durch diese schauspielerische Fähigkeit nichts ein, das Leben selbst ist ja eine große Bühne, und einer jeden Frau ist ihre Rolle zudiktiert; ob sie sie gut oder schlecht spielt, ist ein Akt der Klugheit. Im übrigen wird Effi ihre Patientinnenrolle nicht leicht, denn sie will nicht mehr lügen, sie hat ja ein neues Leben begonnen. Aber sie sieht die dringende Notwendigkeit ein, und mit dieser Einsicht kehrt auch ihre Virtuosität wieder. Sie spielt ihre Rolle bis in die kleinsten Einzelheiten hinein meisterhaft. Nur den alten Geheimrat Rumschüttel, der sie behandelt, täuscht sie nicht. Trotzdem er sie nichts davon merken läßt, ist sie doch klug genug, ihn zu durchschauen. Seine Besuche bereiten ihr deshalb die denkbar peinlichste Verlegenheit.

Obwohl es mit Effis Schulbildung nicht weit her ist, hat sie doch eine ausgesprochene Vorliebe für gute Lektüre. Wir brauchen nur einmal einen Blick auf den

Zettel zu werfen, den sie Roswitha für die Leihbibliothek mitgibt; sie hat darauf die gewünschten Bücher vermerkt: Walter Scott, „Ivanhoe" oder „Quentin Durward", Dickens, „David Copperfield", Alexis, „Die Hosen des Herrn von Bredow". Nicht viele junge Frauen in Effis Alter werden so gediegene Lektüre bevorzugen, und die Lektüre läßt ebenso wie der Umgang immer einen Rückschluß auf den Menschen ziehen. Effi hat trotz ihrer Jugendstreiche und mangelnden Kenntnisse einen natürlichen Fonds, einen Sinn für das Gute und Echte.

Als sie zum ersten Male ihr neues Heim in Berlin betritt, steht der Entschluß unverrückbar in ihr fest, ein neues, besseres Leben zu beginnen. Infolgedessen gibt sie sich unbefangen und heiter und fühlt sich seit langer Zeit endlich wieder leicht und frei. Sie vergißt allmählich die häßliche Vergangenheit, die Bilder verblassen, aber in allem, was sie tut, liegt aufrichtige Reue; sie lebt ausschließlich den Wünschen ihres Mannes und dem Wohl ihres Kindes. In jedem ihrer Worte, in jeder Liebkosung liegt eine stumme, verhaltene Abbitte. Ihr Leben rollt nunmehr in ruhigem Gleichmaße dahin. Sie entwickelt sich dabei zu einer herrlichen Frau voll Seelenadel und innerer Liebenswürdigkeit. Sie ist glücklich in diesem friedlichen Leben. Ihre Vorliebe für Ruhe und Frieden geht jetzt sogar soweit, daß sie selbst kriegerische Bilder, die in ihrem Zimmer hängen, stören. Obwohl die Schuld selbst nicht mehr auf ihr lastet, liegt aber doch die Lüge auf ihrer Seele. Sie ist au fond wahrheits-

liebend und schämt sich des Lugs und Trugs, so oft Innstetten ihr Zärtlichkeiten erweist. Auch das ist wieder für sie bezeichnend: Scham über ihre Schuld empfindet sie nicht recht, sie fühlt instinktiv, daß sie nicht gar so schuldig sei, ohne sich selbst jedoch je Zugeständnisse zu machen, aber die Scham über ihr fortgesetztes Lügenspiel quält und martert sie mitunter. Sie bezeichnet ihr Schweigen als Lüge, und das zeigt, wie haarscharf sie über sich selbst urteilt.

Bewunderungswürdig benimmt sie sich, als endlich der harte Schlag über sie hereinbricht. Während sie in einem Badeorte ihrer Erholung lebt, hat ihr Gatte zu Hause durch einen Zufall in ihrem Arbeitstischchen alte Liebesbriefe gefunden, die damals zwischen ihr und Crampas getauscht worden sind. Er hält eine Aufrechterhaltung ihrer Ehe nach dieser Entdeckung für unmöglich und macht Effis Eltern davon Mitteilung. Nicht direkt durch ihren Gatten, sondern durch ihre Eltern wird Effi nun von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt. Der Brief trifft sie mitten in einer harmlosen Badeunterhaltung mit einer Reisegenossin. Nach mehreren Jahren sieht sie nun alles plötzlich an das Licht gezerrt und sich selbst ausgeschlossen von Welt und Gesellschaft. Aber als echte Aristokratin bewahrt sie der indiskreten und neugierigen Reisegefährtin gegenüber Fassung und Würde. Kein Laut, keine Klage entschlüpft ihr, die bis zu Tode verwundet ist. Obwohl jeder Blutstropfen aus ihren Wangen geschwunden war, und sie sich nur mit

großer Mühe aufrecht halten kann, findet sie doch ein paar liebenswürdige, höfliche Worte, bevor sie sich zurückzieht; sowie sie sich allein weiß, verläßt sie die künstlich bewahrte Fassung, und sie sinkt ohnmächtig zusammen. Eine plötzliche, ungeahnte Botschaft, ein schwerer, unerwarteter Schlag zeigen die Wesensart eines Charakters im hellsten Lichte. Hier scheidet sich echt und unecht, wahr und falsch, Talmi und Edelgold. Frau Jenny Treibel, die so gern die vornehme Dame spielt, verliert alle Haltung, als sie von dem ihrem Hause bevorstehenden Unglück, der Verlobung ihres Sohnes, hört und zeigt in Reden, Gebärden und Gesinnung die Krämerstochter reinsten Wassers; alle Tünche ist fort. Wie anders Effi, die ihre innere Vornehmheit und ihren Stolz auch in einer Situation, zu der es keine Vorstudien gibt, niemals außer acht läßt. Effis Jugend, ihre Schuld und innere Buße hat der Dichter in bunter Bilderreihe vor unseren Augen vorüberziehen lassen. Nun kommt das letzte, traurigste Bild: Effis äußere Sühne, ihre Strafe und ihr Ende. Sie büßt so hart, so schwer, wie keine andere Fontanesche Frau. In ihrem Exil, inmitten aller materiellen und geistigen Entbehrungen zeigen sich aber ihre schönen Charaktereigenschaften. Roswithas Anhänglichkeit weiß sie nicht genug zu schätzen. Sie gibt ihrer Freude darüber offenen Ausdruck. Anfangs geht auch alles mit Roswithas Hilfe ganz gut, aber je länger diese tieftraurige Einsamkeit, diese Absperrung von allen Menschen, die ihr lieb und wert waren, dauert, desto schwerer

wird ihr das Leben. Daß die gesellschaftliche Welt ihr verschlossen ist, daß sie selbst in Wohltätigkeitsvereinen sich nicht nützlich machen darf, ist für sie ein harter Schlag. Sie sehnt sich nach Hohen-Cremmen, dem Dorado ihrer Jugend, aber noch mehr, noch viel mehr nach ihrem Kind. Das ist ein Beweis für ihr starkes Muttergefühl, das in den Jahren ihrer Reife sich herrlich entwickelt hat. Erschütternd ist es, als Effi eines Tages ihrem Kinde in einem Pferdebahnwagen begegnet und vor ihm flieht, ohne es gesprochen zu haben. Weshalb eigentlich diese panische Flucht, während sie doch Tag und Nacht von einem Wiedersehen träumte? Vielleicht war die plötzliche Wirkung der Begegnung blitzartig betäubend; möglich auch, daß ein momentanes, instinktives Gefühl ihr sagte, welch herber Schmerz ihr aus einem Wiedersehen entspringen sollte.

Daß Effi ihr ganzes Schicksal als völlig verdient hinnimmt, beweist ihr offenes Bekenntnis der Ministerin gegenüber: „Ich weiß wohl, man liegt, wie man sich bettet, und ich will nichts ändern in meinem Leben. Wie es ist, so ist es recht, ich habe es nicht anders gewollt." Sie kennt keine Beschönigung. Nur daß sie ihr Kind so ganz entbehren muß, empfindet sie als Härte. Endlich wird ihr ein kurzes Zusammensein mit Anni gewährt. Ein Gefangener kann der Stunde seiner Freiheit nicht sehnsüchtiger entgegensehen, als Effi dieser Begegnung. Alle Liebe, alle Zärtlichkeit, deren sie fähig ist, bringt sie ihrer Anni entgegen. Sie versucht auf alle nur mög-

liche Art, sich ihres Kindes Herz wieder zu erobern. Wie liebevoll und kindlich versucht sie, mit Anni zu plaudern; sie erzählt aus ihrer eigenen Schulzeit, sie bittet mit Ton und Blick um ein klein wenig Gegenliebe; sie erzählt umsonst von schönen Spaziergängen und Eiskonditoreien. Anni, das echte Abbild des Vaters, bleibt stets korrekt und höflich, aber eiskalt und reserviert. Da verliert Effi die Geduld, empört schickt sie die korrekte Kleine fort, und wir sehen sie zum ersten Male in wahnsinnigem Schmerz sich gegen ihr Geschick auflehnen. Annis Benehmen schiebt sie mit Recht Innstetten zu; gegen ihn richtet sie ihre wilden Klagen. Auch im tiefsten Schmerz verkleinert sich ihre Schuld nicht um Haaresbreite, aber sie kann es nicht begreifen, daß aus ihrem törichten Liebesspiel, das ja doch vielmehr kindisches Spiel als Liebe war, solche grausamen Folgen entstanden sind. Sie hatte Crampas nie geliebt und ihn längst vergessen. „Dummheit war alles," ruft sie aus, und nun deshalb, nach fast einem Jahrzehnt, Blut und Mord, Trennung und Ächtung, lebenslängliche Sühne ohne Verzeihung, und zum Schluß bricht ihr eigenes Kind kalt und herzlos den Stab über sie! Das ist zuviel. Von dieser Stunde an ist Effi eine alte, müde Frau. Noch so jung an Jahren fängt sie doch an, sich nach dem Ende zu sehnen.

Für eine kurze Zeit lang überfällt sie noch einmal ein, wenn auch etwas erkünstelter Jugendübermut, als sie ihre letzten Lebensmonate in Hohen-Cremmen, ihrer

geliebten Heimat, verlebt. Aber es ist doch immer nur ein minutenlanges Glücksaufleuchten. Meist grübelt und sinnt sie, ein Zug, der ihr früher fremd war. Eine träumerische Verklärtheit liegt über ihr. Ihren naiven Kindersinn behält sie aber doch bis in ihre letzten Tage hinein. So fragt sie voll gläubiger Zuversicht eines Tages ihren alten Lehrer und Freund, den Pastor Niemeyer: „Ob ich wohl in den Himmel komme? Sagen Sie mir's, Freund, Sie müssen es wissen. Bitte, bitte." Und als darauf der alte Pastor Niemeyer ihr Köpfchen zwischen seine Hände nimmt, ihr einen Kuß auf die Stirn drückt und sagt: „Ja, Effi, du wirst", da ist sie ganz beruhigt. Aber von Tag zu Tag wird sie schwächer und matter. Von einer Erholungsreise nach dem Süden will sie nichts wissen, eine starke Heimatliebe hält sie in Hohen-Cremmen fest. Noch einmal ist sie ganz glücklich; die Heimat übt den alten Zauber auf sie aus, und die lang vermißte und nun wiedergefundene Elternliebe läßt sie ihr quälendes Leiden vergessen. Aber die Anfälle kommen immer schwerer und häufiger. Effis Bestreben ist es, keinen wissen zu lassen, wie es um sie steht. In ihrer großen, von Kindesliebe und Dankbarkeit diktierten Rücksichtnahme will sie ihren Eltern ihr Leiden verbergen, um sie nicht zu ängstigen. Ein inhaltsvolles Gespräch führt sie noch kurz vor ihrem Tode mit ihrer Mutter, das uns deshalb so wertvoll ist, weil es Effis höchste Reife, das letzte, geläuterte Stadium ihrer Entwickelung zeigt. Es gibt uns Kunde von der eigenen,

großzügigen Lebensphilosophie, die sie am Schluß ihres Erdenwandels gewonnen hat. Als ihre Mutter meint, daß sie doch noch zu jung wäre, um so ruhig über Sterben zu denken, da antwortet Effi ihr mit einem Gleichnis, das sie einmal in einem Buche gelesen hat, „Es sei wer von einer fröhlichen Tafel abgerufen worden, und habe am anderen Tage gefragt, wie es denn nachher noch gewesen sei. Da habe man ihm geantwortet: ‚Ach, es war noch allerlei; aber eigentlich haben Sie nichts versäumt.'" Dieses Bild hat sich Effi tief eingeprägt, und sie meint, es hätte nicht viel zu bedeuten, wenn man von der Tafel des Lebens etwas früher abgerufen wird. Für ihre Jugend ist eine solche Mäßigung und Ergebung bewunderungswürdig.

Wenn Effis Leben ein bißchen wirr und kraus war, so ist ihr Sterben so hoheitsvoll, daß es den Leser tief ergreift. Sie stirbt mit Gott und den Menschen versöhnt, auch versöhnt mit Innstetten. Edelmütig nimmt sie in ihrer letzten Aussprache mit ihrer Mutter alle Schuld auf sich allein. Effi ist, als sie stirbt, ungefähr 26 Jahre alt. Wo andere erst anfangen, da hört sie auf. Ein Jahrzehnt ihres jungen Lebens haben wir mit ihr durchlebt. Ihre große Jugend hebt den größten Teil ihrer Schuld auf. Denn sie fehlt nur einmal und gerade an der Grenze ihrer Kinderjahre; nachher, als sie mit Vollendung des 18. Lebensjahres mehr Reife und Einsicht besitzt, da schüttelt sie allen Leichtsinn mit einem energischen Ruck von sich und wird eine verständige

Frau. Von Jahr zu Jahr sehen wir sie sich herrlicher entwickeln, und selbst ihr tiefes Unglück trägt sie mit edler Würde. Sie ist keine fehlerlose Idealfrau — danach suchen wir in allen Büchern Fontanes vergeblich —, aber gerade deshalb steht sie unserem Herzen so nahe, weil Licht und Schatten auch hier so wundervoll verteilt sind, daß die hellen Farben die dunklen wohl überstrahlen, aber doch durch diese erst dem Auge sich anpassen können, erst so begreiflich und erfaßbar werden.

Auch Frau v. Briest hat Effis liebenswürdige Vornehmheit; aber was bei dieser Sache des Herzens ist, ist bei der Mutter Sache der Form. Sie ist eine mehr auf das Äußerliche gestimmte Natur. Aus rein praktischen Gründen hat sie ihrer Jugendliebe, dem jungen Baron von Innstetten entsagt und den pekuniär besser gestellten Ritterschaftsrat v. Briest geheiratet: ein Zug, den sie mit Frau Jenny Treibel teilt, die auch um des lieben Geldes willen ihrem Jugendfreund untreu wird. Um so lebhafter erstrebt sie später die Verlobung ihrer Tochter mit ihrem einstigen Liebhaber. Vielleicht hat sie dabei nur Effis Bestes im Auge, doch kann ihr der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie das Mädchen noch als unbesonnenes Kind dazu bestimmt, einen so viel älteren Mann zu heiraten. Sie verfügt einfach über Effis Herz, das noch viel zu jung ist, als daß etwas anderes denn Kindesliebe darin Platz hätte. Sie drängt ihr den Landrat mit derselben Selbstverständlichkeit auf, mit der sie ihrem Kinde etwa eine Gouvernante zuführen würde. Bei

jeder Gelegenheit hebt sie Innstettens Vorzüge hervor und wird von der kleinen Effi so sehr als Autorität betrachtet, daß diese an ein ernstliches Sich-Auflehnen gar nicht denkt. Frau v. Briest lebt, trotz großer Verschiedenheiten, in glücklicher Ehe mit ihrem Manne. Das ist aber nicht so sehr ihr Verdienst, als das seine; er ist viel zu gutmütig, um sich nicht ihrer etwas herrischen Art in allen Dingen zu fügen.

Kurz vor Effis Hochzeit redet zwar Frau v. Briest oft eindringlich und auch liebevoll mit ihrer Tochter; aber das hätte vor der Verlobung und nicht nachher geschehen müssen. Sie versteht auch ihr Kind nicht recht, sie hört nur Effis Worte und nicht die leisen Seufzer und angstvollen Zweifel, die oft zwischen ihren Antworten liegen. Sie gibt sich nicht ernstlich Mühe, in Effis eigentliches Seelenleben einzudringen, sieht nur die Oberfläche und begnügt sich damit. Sie fragt z. B. ihr Kind einmal, ob sie nicht vielleicht lieber den jungen Vetter Briest geheiratet hätte; aber sie beruhigt sich vollkommen, als Effi erklärt, der Vetter sei ihr zu jungenhaft. Leicht geht Frau v. Briest nun darüber hinweg und redet sich selbst ein, ihre Tochter mache sich nichts aus der Liebe. Sie hat eine bequeme Art, mit den Dingen fertig zu werden. Am Morgen nach Effis Hochzeit führt das Ehepaar Briest ein Gespräch, aus dem deutlich hervorgeht, daß Frau v. Briest ganz genau weiß, was ihr Kind in Kessin vermissen wird. Es wäre ihre Mutterpflicht gewesen, Effi vorher darauf aufmerksam zu machen. Sie ist nicht

frei von Schuld. Und gerade deshalb berührt es recht sonderbar, wenn sie, die doch eigentlich Effi in diese Unglücksehe hineingedrängt hat, dann, nachdem das Unglück hereingebrochen ist, kalten Herzens die Hand von ihr zieht und ruhig zusieht, wie ihr einziges Kind ein jammervolles, einsames Leben fristet. Sie eilt nicht zu ihr hin, um ihre Tochter in ihrem Schmerz aufzurichten und ihr mit Rat und Trost zur Seite zu stehen, sondern bekommt es fertig, in einer Stunde, wo Effi mehr als je treuer Liebe bedarf, ihr einen kühlen Brief zu schreiben, in dem es zum Schluß heißt: „Auch das elterliche Haus wird Dir verschlossen sein; wir können Dir keinen Platz in Hohen-Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unserem Hause, denn es hieße das, dieses Haus von aller Welt abschließen, und das zu tun sind wir entschieden nicht geneigt." Dieses „wir" darf uns nicht beirren, es ist nicht der Vater, sondern die Mutter, die im Hause Briest den Ton angibt und auch in dieser Sache allein entscheidet. So viel unbarmherzige Härte steht einer Mutter schlecht an und all ihre aristokratische Schönheit vermag nicht, sie sympathischer zu machen. Wie anders ist die kleine Effi, die doch das Herz stets auf dem rechten Fleck hat. Es erscheint uns kaum glaublich, aber selbst nachdem der alte Geheimrat Mitteilung von Effis erschüttertem Gesundheitszustand gemacht hat und recht deutlich durchblicken läßt, daß Hohen-Cremmen die einzige, letzte Medizin wäre, selbst da überlegt die herzlose Mutter noch immer und findet, daß es doch dann mit „gesellschaftlichen An-

sprüchen" vorbei wäre. Endlich gibt sie dem Drängen ihres Mannes nach. Ein leises Schuldbewußtsein kommt ihr schließlich doch, als sie an dem frischen Hügel steht, unter dem Effi zur letzten Ruhe gebettet liegt. „Ob wir nicht doch vielleicht schuld sind?" fragt sie ihren Gatten „womit ich mich selbst anklage, ob sie nicht doch vielleicht zu jung war?"

Die kleine Anni, Effis Töchterlein, neigt mehr zu der Innstettenschen als zur Brieſtschen Seite. Es ist das eine in Fontanes Romanen immer wiederkehrende Tatsache, daß Töchter mehr den Vätern als den Müttern gleichen. Ein geistiges, enges Band zieht sich immer vom Vater zur Tochter. Corinna, in „Frau Jenny Treibel", ist eine echte Schmidt; alle Eigenschaften des professorlichen Vaters sind in ihr verjüngt verkörpert. Ebenso ist es in den Poggenpuhls, wo die Töchter den väterlichen Adel repräsentieren, in starkem Gegensatz zu der bürgerlichen Mutter. Roswitha charakterisiert Anni einmal sehr richtig, wenn sie sagt: „Das Hübsche, und wenn ich es sagen darf, das Sonderbare, das hat sie von der Mama; aber das Ernste, das ist ganz der Papa. Und wenn ich mir so alles überlege, ist sie doch wohl mehr wie der gnädige Herr." So hat Anni das äußerlich Anziehende der Mutter, aber die innere Natur des Vaters. Sie ist nicht impulsiv wie Effi, sondern überlegend und abwägend. Die eine kurze Wiedersehensszene beleuchtet ihren werdenden Charakter hell genug. Schon möglich, daß ein Teil ihrer verletzenden Reserviert-

heit auf väterliche Instruktionen zurückzuführen ist; aber man blickt doch deutlich durch, daß sie selbst es gar nicht anders will, daß für sie Effi eben eine lästige Fremde ist, deren vertraute Anrede sie peinlich berührt. Es ist, als ob sie sich förmlich Mühe gäbe, mit jeder Antwort Effi wehe zu tun, und man glaubt ordentlich ihr aufatmendes „Gott sei Dank!" zu hören, als die Mutter sie wieder fortschickt.

Effis Jugendfreundinnen, obwohl sie fast niemals aktiv eingreifen und immer nur periodisch auftreten, üben doch immerhin einigen Einfluß auf sie aus. Fontane ist immer ein großer Freund der Jugend gewesen; mit wahrem Wohlgefallen schildert er junge Menschenkinder. Seine jungen Mädchen haben alle eine bezaubernde Ursprünglichkeit und Natürlichkeit; aber jede einzige hat individuelle, typische Eigenschaften, die eben nur sie hat, und die sie sofort von den anderen unterscheidet.

Die beiden Kantorstöchter Hertha und Bertha Jahnke, Zwillinge, lustige, rotblonde Krausköpfe, sind Effis liebste Spielgefährtinnen, nach denen sie sich später in Kessin so oft sehnt. An dem denkwürdigen Tage, an dem Effis Verlobung stattfindet und sie zum ersten Male ihrem Bräutigam in sichtlicher Verlegenheit gegenübersteht, da sind es die beiden Zwillinge, die auf einer Gartenbank stehend zum Fenster hereingucken und ihr „Effi, komm!" wie eine unbewußte Mahnung ertönen lassen. Noch wollen sie sich die Freundin nicht rauben lassen; wahrscheinlich dünkt es ihnen zu früh. Sehr eindringlich und

liebevoll erkundigt sich dann Hertha, ob es auch der Rechte sei, und sie beruhigt sich auch nicht bei Effis ausweichenden Antworten, als ob sie impulsiv empfände, daß hier nicht alles stimmt. Zur Feier des Polterabends deklamieren die Freundinnen sorglich einstudierte, humoristische Verse, aber den beiden Zwillingen ist das Herz so schwer, weil Effi doch nun von ihnen scheidet, daß sie vor lauter Weinen gar nicht reden können, und statt der Verse bekommt Effi nur Schluchzen zu hören und ganze Tränenbäche zu sehen. Sie hängen alle beide mit großer Liebe an der Freundin. Diese Anhänglichkeit dauert fort, auch als Effi schon verheiratet ist. Am ersten Weihnachtsfest, das sie in Kessin verlebt, kommt eine Sendung von den Jahnkeschen Mädchen: die schönsten Reinetten des Gartens schicken sie ihr und selbstgefertigte Handarbeiten. Für Effi bedeuten diese Kleinigkeiten mehr als alles, was ganz Kessin ihr zu bieten vermag; denn das sind Heimatsklänge, Weihnachtspoesie und Freundschaftsgrüße.

Im Gegensatz zu den Zwillingen steht Hulda Niemeyer, die Pastorstochter. Effi ist auch mit ihr eng befreundet, obwohl die damenhafte, etwas langweilige und so eingebildete Hulda nicht ganz nach ihrem Geschmack ist, wie die stets vergnügten Zwillinge. Hulda hat einen gouvernantenhaften, überheblichen Ton, der inmitten ihrer lustigen Freundinnen noch lehrhafter und unkleidsamer auffällt. Jeden losen Streich Effis begleitet Hulda mit Ermahnungen, wie „man soll sein Schicksal nicht ver-

suchen," „Hochmut kommt vor dem Fall". Sie gefällt sich darin, die Gesetzte hervorzukehren, wenn sie z. B. eine Aufforderung Effis, ihr nachzuklettern, entrüstet zurückweist. Sie gehört zu derjenigen Kategorie junger Mädchen, die schon mit fünfzehn Jahren alte Jungfern sind und eigentlich niemals recht Kind waren. Dabei möchte sie recht gern heiraten, und da kein Freiersmann erscheint, umgibt sie sich mit Anbetern, die in Wirklichkeit gar nicht existieren, deren Vorspiegelung ihr aber vor den Freundinnen ein Air geben soll. Indes Backfische mit offenen Sinnen, wie Effi und die Zwillinge, lassen sich so leicht nichts weismachen, und sie lachen sich ins Fäustchen, wenn die Rede darauf kommt.

Auch die beiden Dienstmädchen des landrätlichen Hauses, Roswitha und Johanna, spielen eine wichtige Rolle, wie die Dienstboten es bei Fontane so häufig tun. Der wertvollere Mensch von beiden ist Roswitha, deren treue Anhänglichkeit am ehesten noch mit der Poggenpuhlschen Haus-Alten einen Vergleich aushält. Roswitha lebt und webt nur in dem Gedanken an Effi. Sie vergißt es ihr nicht, daß sie ihr Trost und Hilfe in einer unglücklichen Stunde gebracht hat und betrachtet sie als ihre größte Wohltäterin, der sie nun als Dank, solange Effi lebt, ihre Dienste weiht. Aber es sind nicht nur die mechanischen Dienstleistungen, die sie unauflöslich an ihre junge Herrin knüpfen. Sie liebt sie mit ihrer ganzen, einfältigen, aber doch so treuen Dienerseele. Und sie überträgt ihre Liebe für Effi auch auf deren Tochter.

Als Effi kurz vor Hereinbruch der Katastrophe einmal einige Wochen von Hause fern weilt, da umgibt sie die kleine Anni mit rührender, fast mütterlicher Sorgfalt, einzig und allein deshalb, weil sie doch ein Stückchen Effi ist. Der Unterschied zwischen ihr und Johanna, dem anderen Dienstmädchen, zeigt sich so recht, als beide Mädchen aus einem Zeitungsblatt die Duellgeschichte zwischen Innstetten und Crampas erfahren. Bei Johanna herrscht das Gefühl vor, eine interessante Neuigkeit erfahren zu haben, die sie gern als erste verbreiten möchte. Sie fühlt sich als „herrschaftliche" Jungfer auch mehr zu dem korrekten Herrn Ministerialrat hingezogen als zu der liebenswürdigen Natürlichkeit Effis. Sie ist von dem Ausgang des Duells sehr befriedigt und erwidert auf Roswithas Jammern über Crampas Tod etwas von oben herab und zurechtweisend: „Ja, Roswitha, was denken Sie sich eigentlich. Soll er nicht tot sein? Oder soll lieber unser gnädiger Herr tot sein?" Sie findet alles vollkommen in der Ordnung, während Roswitha ganz außer sich ist über die Indiskretion der Zeitungen. „Das lesen nun die Menschen und verschimpfieren mir meine liebe, arme Frau!" so klagt sie. Es will ihr gar nicht in den Kopf, daß dieser Dinge wegen, die doch schon über sechs Jahre zurückliegen, soviel Aufhebens gemacht und Blut vergossen wird. Diese naive Art der Betrachtungen teilt sie mit ihrer Herrin. Bei ihr ist das ausschlaggebende Gefühl Mitleid mit Effi; sie bedauert sie aufrichtig und möchte sie durch ihre rührende Liebe ein wenig für alles

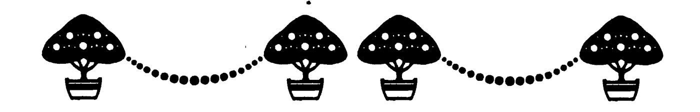
Verlorene entschädigen. So weit es in ihren Kräften steht, gelingt es ihr ja auch. Sie gibt ihre gute Stellung in dem vornehmen Hause auf und zieht zu Effi, mit der sie alle Entbehrungen frohen Herzens teilt; ganz glücklich, daß Effi sie behalten will, schneidet sie alle weiteren Befürchtungen Effis mit den Worten ab: „Für Roswitha ist alles gut, was sie mit der gnädigen Frau teilen muß, und am liebsten, wenn es was Trauriges ist.“ Roswitha bleibt und zeigt ihre Dankbarkeit und Liebe täglich in tausend Kleinigkeiten, die Effi schwer vermißt haben würde. Noch in Effis letzten Lebenstagen sinnt sie nach, was ihr denn noch auf Erden Freude machen könnte, und in ihrer schlichten, treuen Art verfällt sie auf das Rechte und schreibt mit ungelenken Fingern und sonderbarer Satzkonstruktion einen langen Schreibebrief an den gnädigen Herrn, er möchte doch Effi ihren alten Hund, den treuen Rollo schicken, damit sie auf ihren Feldspaziergängen nicht so alleine wäre. Diesen Brief muß man im Original lesen, es hieße seinen Reiz zerpflücken, wollte man ihn stückweise wiedergeben. Fontanes Briefe sind die Perlen in seinen Romanen. Roswitha schreibt, wie sie redet, wie eben nur Roswitha schreiben kann. Ihre schlicht-treuherzigen Worte mit ihrer verhaltenen Anklage wirken nicht nur auf den Leser so tief, sondern selbst auf Innstetten. Was die ganze Welt nicht fertig brachte, das erreichte Roswithas Brief: Er trifft den rechten Ton bei Innstetten, er fühlt sein Unrecht und bereut seine Handlungsweise. Freilich zu spät für Effi. —

Roswithas Vorgeschichte ist, so alltäglich sie vielleicht ist, nicht ohne Bedeutung für Effi. Roswitha, selbst als junges Mädchen verführt, wurde, als Folgen bemerkbar wurden, von ihrem wütenden Vater, der mit einer glühenden Eisenstange drohte, aus dem Hause gejagt und mußte unter fremden Leuten ihr Brot verdienen. Also ein Anklang an Effis Schicksale, nur in andere gesellschaftliche Sphären übersetzt. Das trägt dazu bei, daß gerade Roswitha so viel Verständnis und Mitgefühl für Effis Lage entwickelt.

Aus ganz anderem Holze geschnitzt ist das Hausmädchen Johanna, die zugleich Effis Zofe ist. Sie war schon vor der Herrin im Hause und fühlt sich als Dienerin eines aristokratischen Haushaltes sehr vornehm. Ihr liegt nicht so sehr an Effis Gunst. Die korrekte Art des Landrates imponiert ihr viel mehr. Wie Roswitha der Herrin, so ist sie dem Landrat ergeben. Johanna hat den typischen Kammermädchen-Charakter; sie ist eitel, schwatzt gern und liebt den Klatsch, ist geschickt und liebenswürdig, aber besitzt keine aufrichtige, von Herzen kommende Liebenswürdigkeit, wie sie ihre junge Herrin in so hohem Grade hat, sondern nur liebenswürdig klingende Worte und leere Schmeicheleien, hinter denen sich immer eine Dosis Falschheit verbirgt. Sie ist eine blitzsaubere, graziöse Kammerkatze mit Sammetpfötchen, unter denen die Krallen sich verbergen. Aber neben vielen Eigenschaften ihres Standes hat sie noch eine ganze Reihe persönlicher Züge. Sie ist sehr überheblich

und redet oft in geringschätzigem Ton von den übrigen Bediensteten des Hauses, die ihr alle zu gewöhnlich sind. Ihr Hang zum Vornehmen, sowie ihre stolze Erscheinung beruht auf einer im Dunkeln gelassenen, militärischen Herkunft väterlicherseits. Daß sie nach der Trennung der Ehegatten bei Innstetten bleibt, ist nach ihrer Veranlagung begreiflich: sie liebt korrekte Verhältnisse und vornehme Häuser. Das Vertrauen des Ministerialrates, der ihr Annis Erziehung überläßt, macht sie ganz stolz. Ganz wie ihr Herr bricht sie den Stab über Effi. Vergessen ist die jahrelange, warme Güte ihrer Herrin; sie hält es für unter ihrer Würde, mit hinauf zu gehen, als Anni ihre Mutter besucht, und wartet lieber unten vor dem Hause, als fürchte sie Effis Wohnung zu betreten. Für ihre Begriffe zählen geschiedene Frauen ebensowenig mit wie etwa geschaßte Offiziere. Man verleugnet sie und weicht ihnen im Bogen aus.





Die Poggenpuhls.

✿

Die „Poggenpuhls“ sind kein eigentlicher Roman, nicht einmal eine Novelle. Es ist ein kleiner Ausschnitt aus dem Leben einer verarmten, adeligen Offiziersfamilie. Wir verleben nur kurze Zeit mit den Poggenpuhls und sehen zu, was sie tun und wie sie denken. Nachdem wir uns dann ihr Treiben eine Weile in der rechten Perspektive angeschaut haben, klappt das Guckloch, hinter dem wir gestanden haben, wieder zu, ohne daß wir wissen, was nun eigentlich aus den einzelnen Gliedern der Familie wird. Es ist wie ein kurzer Logierbesuch, den man bei Poggenpuhls abstattet; man kommt an und wird sehr schnell vertraut mit ihnen, man interessiert sich immer mehr und mehr für sie, ihr Humor und ihre innere Vornehmheit macht uns den Aufenthalt im Hause köstlich angenehm; aber eines schönen Tages müssen wir abreisen, die herrliche Zeit, die wir bei ihnen verlebt haben, ist plötzlich zu Ende. Wir möchten, wenn wir die letzte Seite des dünnen Bändchens lesen, ihnen am

liebsten ein „Auf Wiedersehen!“ zurufen. Eine Skizze nur ist das Buch, aber genial hingeworfen und doch bis in die Details sorgfältig ausgeführt.

Die Poggenpuhls sind eine pommersche Adelsfamilie, die nach dem Tod des Majors von Poggenpuhl nach Berlin übergesiedelt ist. Die Familie besteht aus der Witwe und drei Töchtern, Therese, Sophie und Manon. Die beiden Söhne sind Offiziere und leben außerhalb des Hauses. Die kärgliche Offizierspension bildet den eisernen Fonds der Familie; sie reicht natürlich nur für das Notwendigste. Ein klein wenig werden die Einkünfte der Familie erhöht durch die nützlichen Talente der zweiten Tochter Sophie. Aber nicht selten muß der schmalen Leutnantsgage des jüngsten Sohnes aufgeholfen werden. Das alles wird nicht nur ermöglicht, sondern auch noch mit Freuden getan, denn die drei Schwestern leben ausschließlich für ihre Brüder, durch die sie den Ruhm der Poggenpuhls erhöht sehen wollen. Mit Hilfe des treuen und selbstlosen Dienstmädchens Friederike wird trotz aller Sparsamkeit ein standesgemäßes Leben geführt.

Der Geburtstag der Mutter, mit dem die Erzählung einsetzt, wird in epischer Breite geschildert, aber doch hauptsächlich nur deshalb, um eine Gelegenheit zu geben, die Verschiedenheit der Charaktere recht deutlich hervorzuheben. Da jeder Pfennig eingeteilt ist, fällt der Geburtstagstisch nicht sehr pompös aus. Es steht eigentlich nicht viel mehr da als ein Paar Filzschuhe und eine

Primel; trotzdem ist die Majorin ganz gerührt und stammelt beschämt: „Gott Kinder, so vielerlei.“ Erhöht wird der Festglanz sehr bedeutend durch die Ankunft ihres Lieblingssohnes Leo und ihres Schwagers, des Generals von Poggenpuhl, der der anspruchslosen, einfachen Frau Majorin aufrichtig zugetan ist. Er bleibt zu Tisch und hilft die Ente, die einzige, die im Jahre bei Poggenpuhls auf den Tisch kommt, verzehren. Für den Abend ladet er die ganze Familie in das Schauspielhaus zu den „Quitzows“ ein. Die Frau Majorin lehnt für ihre Person bescheiden ab. Leo aber und die drei Schwestern verleben mit dem Onkel-General einen vergnügten Abend. Zum Schluß gehen sie in ein Restaurant, wo sich ein früherer Regimentskamerad Leos, ein Herr von Klessentin, zu ihnen gesellt. Er hat den Kultus des Mars mit dem der Thalia vertauscht und hat am selben Abend in den „Quitzows“ in einer bescheidenen Rolle mitgewirkt. Seine Liebenswürdigkeit und Offenheit versetzen den Onkel in beste Laune. Beim Abschied beglückt er Leo damit, daß er ihm den Rest des Hundertmarkscheins überläßt, von dem das Souper bezahlt wurde. Am nächsten Tage macht der General seiner Schwägerin noch einmal seine Aufwartung und bittet sie im Namen seiner Frau, Sophie mit auf sein Gut nehmen zu dürfen.

Sophie reist mit dem Onkel ab und verlebt in Adamsdorf mit ihm und seiner Frau, einer vornehm denkenden Dame aus bürgerlichem Hause, schöne, trauliche

Wochen, bis der General an einer Typhuserkrankung plötzlich stirbt. Die Majorin und ihre Töchter reisen zu der Beisetzung, und die nun verwitwete Frau Generalin zeigt ihren ganzen Edelsinn, indem sie den Zinsgenuß ihres ganzen, selbstersparten Vermögens der Frau Majorin und ihren Töchtern anweist und auch die Söhne, die beiden Offiziere, mit größeren Geldsummen bedenkt. Für die ihr liebgewordene Sophie behält sie sich außerdem noch Sonderentschließungen vor; sie gibt dem Wunsche Ausdruck, Sophie binnen kurzem bald wieder bei sich zu sehen und sie im Hause zu behalten. Ganz gerührt und dankbar kehrt die Poggenpuhlsche Familie nach Berlin zurück, wo man gemeinsam beratschlagt, wie sich nach den pekuniär günstigen Änderungen ihr Leben gestalten soll. Damit bricht das Buch ab, und unserer Phantasie bleibt es überlassen, uns das Schicksal der drei jungen Damen weiter auszumalen. Wahrscheinlich endet die vornehme, adelsstolze Therese als Stiftsfräulein und Sophie heiratet einen Landwirt aus der Gegend von Adamsdorf, vielleicht auch einen Assessor oder gar den Arzt, den Weberssohn, der sie bei einem Oberschenkelbruch so dezent behandelt hat, und von dem sie in ihren Briefen des Lobes voll war. Nun, und das Manonchen, das Nesthäkchen, mit den Finanzneigungen und Bankiertöchterfreundschaften, die nimmt es ganz ruhig auf ihr Poggenpuhlsches Gewissen, wenn ein Bankier ihr Hand und Börse zu Füßen legt und sie in die Kreise ihrer Freundin Flora Bartenstein zieht. —

Die in den Poggenpuhls behandelten Frauen zerfallen in zwei Gruppen: in die adligen und in die bürgerlichen. Die adligen werden repräsentiert durch die drei Töchter des auf dem Schlachtfeld gefallenen Majors: Therese, Sophie und Manon. Ihnen gegenüber stehen drei bürgerliche Frauen, die beiden angeheirateten Gattinnen, die Frau Majorin und die Frau Generalin, und das Dienstmädchen Friederike. Diese Zweiteilung ist überall scharf zur Geltung gebracht. Die Gegensätze der Naturen und noch mehr der Anschauungen und Gewohnheiten geraten oft hart aneinander, obwohl im ganzen doch ein friedliches Bei- und Miteinanderleben ermöglicht wird. Wenngleich die Repräsentanten der bürgerlichen Frauen nicht schlecht gewählt sind und an Edelmut und Selbstlosigkeit die drei jungen Aristokratinnen sogar übertreffen, steht Fontane doch mit seinen Sympathien auf seiten des Adels. Die drei bürgerlichen Frauen sind durch die Verhältnisse das geworden, was sie sind. Die adeligen Fräulein aber lassen sich auch durch den Zwang der Verhältnisse nicht zurechtstutzen, ihre Edelnatur ringt sich überall durch; sie bleiben immer das, was sie waren.

Die Frau Majorin stammt aus einer Predigerfamilie. Sie war bei ihrer Verheiratung ebenso vermögenslos wie ihr Gatte, der Major. Bei seinem Tod blieb ihr, ihren drei Töchtern und zwei Söhnen nichts als der gute Klang ihres Namens nebst drei blanken Krönungstalern. Das war ihre ganze Barschaft. Nun hieß es

mit der schmalen Pension auskommen und dabei doch den Anstand nach außen hin wahren. Die gute Frau von Poggenpuhl leidet unter diesen drückenden Verhältnissen; sie ist eine ängstliche Natur und wagt kaum an die Zukunft zu denken; jede Rechnung schreckt sie, sie zittert eigentlich beständig vor irgend einer unvorhergesehenen Ausgabe. Das Sparen versteht sie meisterhaft, damit hatte sie sich ja eigentlich ihr ganzes Leben lang befaßt; aber ihr Lieblingssohn Leo bereitet ihr viel Sorge, er laboriert an chronischem Geldmangel, und alle ihm zugewandten Ersparnisse wollen nicht reichen. So sorgt sie tagaus, tagein. So oft ein Brief von Leo kommt, fürchtet sie neue Attacken auf ihren kleinen Geldbeutel, und ganz verschüchtert und verängstigt reicht sie den Brief ihrer ältesten Tochter mit den Worten: „Ließ du, Therese! — Ein so guter Junge. Aber ich kriege immer einen Schreck. Immer will er was. Und nun ist eben erst Weihnachten gewesen und Neujahr und die Miete." Der armen Frau steht eigentlich immer die ganze Ausgabenskala des kommenden Monats vor Augen. Aber sie erhält auch gleich die prompte Antwort von Therese: „Ach Mutter, du ängstigst dich immer gleich so. Man sieht doch, daß du keine Soldatentochter bist." Und als der Brief nun wirklich nichts Besorgniserregendes enthält, sondern nur Leos Besuch zur Feier des Geburtstages der Majorin ankündigt, da kann die gute Frau von Poggenpuhl doch zu keiner rechten Freude kommen, ganz im Gegensatz zu ihren Töchtern, die hell aufjubeln.

Aber die Majorin hat über der nüchternen Prosa des Lebens es vergessen, sich von Herzen freuen zu können. Sie denkt gleich daran, daß der Besuch doch Kosten verursache, und zerbricht sich den Kopf, woher das Geld für die Rückreise genommen werden soll. Man kann einer in so beschränkten Verhältnissen lebenden Frau keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie sparsam ist; das ist nicht nur ihr gutes Recht, sondern ihre Pflicht. Aber doch kommt es einem so vor, als ob Fontane mit dieser sparsamen Majorsfrau sagen wollte: „So müßt ihr es nicht machen, das ist nicht die rechte Art." Es ist eine bittere, traurige Sparsamkeit, deren herber Beigeschmack kein Frohgefühl aufkommen läßt, während die Art der Sparsamkeit der Töchter einen viel freudigeren Charakter hat. Es ist eben immer der Ton, der die Musik macht. Die ganze resignierte Weise kommt so voll zum Ausdruck, als Leo mit seinen Schwestern sich zu einem Ausgange rüstet und fragt: „Mama, du kommst doch mit?" Daß sie verneint, ist begreiflich; sie lehnt einige Tage später ja ebenso die Einladung des Onkels ab, und zwar nicht aus pekuniären Gründen, sondern einfach, weil sie am liebsten zu Hause bleibt und ihr Reißen fürchtet. Aber in welcher Form geschieht die Ablehnung? „Nein Leo, eine Person mehr macht schon immer was aus. Und dann mein Mantel, wenn wir in einem Lokal sitzen, ist auch nicht mehr gut genug." Dabei hört man doch förmlich den resignierten Tonfall der schwächlichen Stimme und sieht ordentlich die alte

Frau in einem dunkelgrauen Wollkleide vor sich. Dieses Klagelied der Entsagung stimmt sie täglich an. Es hat natürlich viele Variationen, und jeder neue Brief Leos veranlaßt sie zu einem da capo. Schwäche, sowohl physische wie innerliche, ist ihr prägnantester Zug. Sie liebt ihren Sohn Leo zärtlich, ist aber nicht imstande, den geringsten Einfluß auf ihn auszuüben. Sie macht ihm Vorwürfe, aber sie zügelt seinen Leichtsinn nicht; wenn sie nur irgend kann, schickt sie ihm Geld weit über ihre Verhältnisse hinaus, erzieht ihn so zum Egoisten und unterstützt seinen leichtsinnigen Hang. Sie ist der Typus einer liebevollen, aber schwachen Mutter. Aber abgesehen von diesem Fehler ist sie doch eine herrliche Frau mit viel schönen, echt weiblichen Zügen. Rührend dankbar und anspruchslos, wie sie ist, wird sie durch jedes winzige Geschenk, jede kleine Aufmerksamkeit erfreut. Sie ist eine religiöse Natur und hat an den Traditionen des elterlichen Pastorhauses getreu festgehalten. Jedes Tagewerk beschließt sie damit, daß sie sich von Friederike den Abendsegen vorlesen läßt. Ebenso dankbar zeigt sie sich dem Dienstmädchen gegenüber; sie verteidigt sie stets gegen Therese, die häufig etwas an ihr zu tadeln hat. Sie schätzt ihre Treue und betrachtet es als ein wahres Glück, sie um sich zu haben. Sie spricht sich wie zu einer alten, bewährten Freundin mit ihr aus. Sie ist für Ruhe und Frieden und will von Streit nichts hören. Als Therese und Manon sich an dem Beerdigungstage des Onkels über die anzulegenden Kopfbedeckungen

streiten und schließlich die Mutter als Richterin aufrufen, da meint diese, jeder Entscheidung ausweichend: „Ich bin nicht genug bewandert in derlei Fragen und weiß nicht, ob es paßt oder ob es zuviel ist. Ich denke mir, wir nehmen die Kartons mit und richten uns nach dem Ausspruch der Tante." Einen schweren Stand hat sie oft mit ihrer ältesten Tochter Therese, die der Mutter Mangel an vornehmem Auftreten vorwirft, im Vergleich zu der Tante, die adlige Allüren im Laufe der Jahre angenommen habe. Wie tief muß die arme Frau sich durch diesen lieblosen Vorwurf getroffen fühlen! Aber sie schluckt die bittere Pille herunter und antwortet dann nur ganz sanft: „Ich habe nur sorgen und entbehren gelernt; das ist meine Schule gewesen. Viel Vornehmes ist dabei nicht herausgekommen, nur Demut. Aber Gott verzeih es mir, wenn ich etwas Unrechtes damit sage; die Demut, wenn sie recht und echt ist, ist vielleicht auch eine Eigenschaft, die sich unter dem Adel sehen lassen kann." So gleicht die Frau Majorin nach bestem Können ihr Manko an Mut durch ein Plus an Demut aus. Und so trägt sie denn auch Therese ihre harten Tadelsworte nicht nach, ihr weicher und sanftmütiger Charakter ist gern zur Verzeihung und Milde geneigt.

Ebenso wie die Majorin entstammt die Frau des Generals von Poggenpuhl einfachen, bürgerlichen Verhältnissen. Sie hat in erster Ehe den Besitzer von Schloß Adamsdorf geheiratet. Nach seinem Tode wurde sie die Frau des Generals, behielt aber ihr Gut nur als Nutz-

nießung; nach ihrem Tode sollte es wieder an die Familie ihres ersten Mannes zurückfallen. Deshalb hält sie brav Haus und leitet die Wirtschaft äußerst sparsam, so daß es ihr gelingt, ein Privatvermögen zu sammeln.

Sie ist eine gerade, schlichte Natur und verträgt Theresens Adelsstolz sehr schlecht. Sie will gar nichts anderes als in bürgerlichen Sphären verkehren, nach Fürstinnen und Gräfinnen fragt sie nicht viel; deshalb gerät sie mit Therese, die immer die Neigung hat, sich auf das Poggenpuhlsche hinauszuspielen, oft aneinander. Dafür fühlt die Tante sich um so mehr zu Sophie hingezogen, deren ganze Wesensart sie sympathisch berührt. Wir finden viele gleiche Charakterzüge zwischen Tante und Nichte, ohne daß eine Spur Blutsverwandtschaft vorhanden wäre. Beide durchaus verständig und praktisch, beide natürlich und voll Herzensgüte. Die Tante steigert ihre Güte und Liebe, je näher sie Sophie kennen lernt. Wäre sie nicht die praktische Gutsfrau, die mit dem Schlüsselbund bewaffnet, nüchtern und kraftvoll Haus und Hof in Ordnung hält, so könnte man sie eine gütige Fee nennen, die das Füllhorn ihrer Gaben über das junge Mädchen schüttet. Aber die gute Tante ist zu robust, um zu solchem Vergleich herauszufordern. Genug, sie sorgt nicht allein für Sophie, der sie für viele Monate Gastfreundschaft bietet, sondern sie bedenkt die ganze Majorsfamilie mit wöchentlichen Sendungen, die jedesmal große Freude hervorrufen. Gütig und zartfühlend

zeigt sich die Tante besonders bei der Beerdigung ihres zweiten Gatten, des Generals. Aus einem Brief Sophies an ihre Mutter geht hervor, daß die Tante ihren Nichten und ihrer Schwägerin eine Summe Geldes überweist und den Wunsch ausspricht, daß davon die Reisekosten und die erste nötige Trauergarderobe bestritten werden möchten. Wie viel Takt und Liebe spricht daraus, daß sie selbst im ersten frischen Schmerz daran denkt! Mit dem Moment des Todes ihres Mannes betrachtet sie es als heilige Pflicht, für seine nächsten Verwandten, für Menschen, die seinem Herzen nahestanden, zu sorgen. Das ist die höchste und schönste Form der Pietät, die ohne Herzensadel nicht denkbar ist.

Die Tante liebt das Poggenpuhlsche, nicht in der stilisierten und etwas aufgesteiften Form, wie es sich in Therese verkörpert, sondern das Poggenpuhlsche in seiner schlichteren und bescheideneren Form, wie es der General und Sophie repräsentieren. Und deshalb bittet sie auch Sophie, ganz zu ihr überzusiedeln. Sie betrachtet sie als Tochter und widmet ihr alle Liebe und Fürsorge. Ein großer Edelsinn offenbart sich in der Art, wie sie über ihr Vermögen verfügt. Den weitaus größten Teil ihres selbst ersparten Vermögens deponiert sie so, daß von dem Todestage ihres Mannes an die Majorin die Zinsen beziehen soll. Das bedeutet für die Majorsfamilie eine Etatserhöhung von fast 2000 Mk. Im Falle der Verheiratung sollen die Töchter ihren Anteil ausgezahlt bekommen. Und die beiden Neffen, die

Offiziere, bedenkt sie mit einmaligen größeren Geldgeschenken. Derartige Bestimmungen zeugen von hochherziger Gesinnung; sie gibt nahezu ihr ganzes Vermögen an eine Familie, die mit ihr gar nicht direkt verwandt ist; und es ist nicht etwa das Vermögen ihres Mannes, der hatte nichts außer seiner Generalspension, sondern ihr eigenes, selbst erworbenes Kapital. Diese vornehme Handlungsweise reiht sie, anders, als der Gothaer Almanach, anders, als alle Adelspatente und Orden es könnten, in die kleine Schar der wahren Adelsmenschen ein. So etwas Ähnliches empfindet selbst Therese, die die Tante bisher für „in Bürgerlichkeit befangen" erklärte, ihr nun aber im stillen Abbitte leistet und ihr das Prädikat „aristokratisch" verleiht.

Die dritte „bürgerliche" Frau ist Friederike, das alte Dienstmädchen. Alte Dienstboten gehören zu Fontanes Spezialitäten. Er ist schier unerschöpflich in der Gestaltung dieser Typen. Sie sind ebenso verschieden wie ihre Herrschaften; und werden uns in allen möglichen Nuancen vorgeführt. Jedes dieser Wesen ist ein Original für sich. Friederike hat die meiste Ähnlichkeit mit Roswitha in „Effi Briest," dieselbe treue Anhänglichkeit, unbekümmert, ob die Zeiten gut oder schlecht sind. Mädchen wie Friederike und Roswitha fühlen sich verwachsen mit ihrer Herrschaft; von ihr fortzugehen erschiene ihnen, zumal in bösen Zeiten, wie Verrat. Aber während Roswitha bei alledem ziemlich beschränkt ist, hat Friederike einen hellen Kopf; sie denkt über ihre Herrinnen nach

und urteilt und vergleicht. Friederike hatte noch den verstorbenen Major gekannt und war dann als Vertraute der Majorin der Familie von Stargard nach Berlin durch dick und dünn gefolgt. Sie macht den Poggenpuhlschen Familienkultus mit; aber mehr noch als alle Poggenpuhls liebt sie die Frau Majorin. Als Leo, der sehr familiär zu ihr steht, sie eines Abends fragt, wie es denn eigentlich gehe, urteilt sie über die drei Schwestern in ihrer schlichten, offenen Art, recht treffend. Sie antwortet ihm: „Ja, junger Herr, wie soll es gehen? Fräulein Therese, na, da wissen Sie ja Bescheid; aber ich will am Ende nichts gesagt haben. Und dann Sophiechen. Nu, das Sophiechen ist ein Prachtstück; und Manonchen ist immer fidel, das muß wahr sein." Keine sehr wortreiche Kritik, und doch ersieht man daraus sofort das ganze Verhältnis, wie sie zu den einzelnen steht. Von Therese, von der sie wohl oft etwas kurz und überheblich behandelt werden mag, sagt sie eigentlich gar nichts; ihr Achselzucken bedeutet nur: ja, die ist eben mal so. Aber es ist so bezeichnend, sie tituliert sie „Fräulein" Therese, während sie von den anderen schlechtweg als von dem Sophiechen und dem Manonchen redet. Die beiden hat sie wirklich lieb, während sie vor Therese, die die Annäherung einer Dienerin, und wäre es die treueste Seele auf der Erde, niemals gestatten würde, nur Respekt empfindet. Daß Friederike bei den übrigen Familienmitgliedern vollstes Vertrauen genießt, zeigt der kollegiale Ton, in dem Leo und Manon ihre Heirats-

pläne mit ihr besprechen und wie die Majorin in allen Angelegenheiten ihren Rat einholt. Sie haben kaum ein Geheimnis vor der alten treuen Dienerin. Und das Schöne ist, Friederike hat Takt und mißbraucht ihre Stellung nicht. Ihr Ton ist niemals vertraulich; sie bleibt immer, trotz aller Freundschaft, die Dienerin und läßt es an Ehrerbietung nicht fehlen. Sehr klug paßt sie sich auch immer den Vermögensverhältnissen ihrer Herrschaft an. Als Leo sie fragt, was er der Mutter zum Geburtstag schenken soll, da erkundigt sich Friederike erst vorsichtig, wie viel er denn anlegen wolle. Und als sie darauf die klassische Antwort von Leo bekommt: „Wollen eine Million. Aber können, Friederike, können, da sitzt es, da hapert es", da weiß die kluge Friederike genügend Bescheid, und sie sieht ein einsames Fünfzigpfennigstück in des Leutnants Börse vor sich, und daraufhin schraubt sie ihre Vorschläge herab und meint zu Leos sichtlicher Freude: „Nu, ich denke mir eine Primel." Es ist nicht zum letzten Friederikes Verdienst, daß die Poggenpuhls so sparsam und trotzdem standesgemäß leben können.

Die drei Schwestern, die Repräsentantinnen des Geburtsadels, haben, so verschieden geartet sie auch sind, doch einige große Grundzüge gemeinsam. Sie sind alle aus demselben Edelholz geschnitzt, und ihr Ursprung verleugnet sich in keiner Umgebung. Ihr Karat ist echt; sein Gepräge ist in allen ihren Handlungen und Anschauungen deutlich erkennbar. Der Geburtsadel ist bei

Fontane unlösbar vom Seelenadel. Vornehme Herkunft bedingt für ihn eine gewisse Hochherzigkeit der Gesinnung. Allen seinen Edelfrauen ruft er ein mahnendes »Noblesse oblige« zu, bevor er sie ihren Weg ziehen läßt. Man kann sich kaum einen wärmeren Verfechter des Adels vorstellen; und alles geschieht ohne Tendenz und Vorsatz. Es quillt aus seiner innersten Überzeugung, er kann gar nicht anders; ganz impulsiv entstehen bei ihm solche herrlichen Frauen des Adels wie die „Poggenpuhls" oder „Effi Briest" oder die Damen in „Vor dem Sturm" und dem „Stechlin". Eine vornehme Ahnenreihe ist eben nach Fontanes Ansicht eine viel günstigere Vorbedingung für Frauentugend und seelische Vorzüge als z. B. der kleine Krämer, der höchstens eine Frau Jenny Treibel zur Tochter hat. Er schildert wohl auch Frauen, die trotz ihrer Familie sich Reinheit und Hoheit bewahren, wie Stine; aber auch sie unterliegt schließlich, wenn auch nicht moralisch, so doch sozial; sie kann eben nicht heraus. Und ebenso ergeht es dem liebenden Mädchen in „Irrungen Wirrungen". Überfrauen, die Ketten sprengen und Klüfte überspringen, mag der Dichter nicht; der alte Fontane glaubt nicht recht an die Existenz jener Kraftfrauen; und wenn er schon daran glaubt, so sind sie ihm nicht sympathisch, und er kehrt ihnen — trotz aller sonstigen Galanterie gegen alles Weibliche — einfach den Rücken. Er bleibt bei seinem Grundsatz: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme". Ein Adelsstammbaum produziert zartes aromatisches

Spalierobst, Tafelfrüchte, während Mädchen wie „Stine" nur auf einem Chaussee-Obstbaum gewachsen sind; sie fallen zwar nicht wie faule Früchte herunter, sondern sie halten sich in der Höhe, aber ihre Sehnsucht, auf silberne Schüsseln gelegt zu werden wie das Spalierobst, wird doch nicht erfüllt. Sie bleiben nur schlichte, graue Alltagsreinetten. Und winkt ihnen doch einmal die silberne Schüssel, wie Stine, so sitzen sie zu fest am Stamm und können nicht los.

Alle drei Poggenpuhlschen Schwestern besitzen die schöne Gabe, nie zu klagen; das erschiene ihnen unwürdig. Sie sind zufrieden, wie es ist, sind lebensklug und verstehen es meisterhaft, mit wenigem auszukommen, ohne daß ihre Haushaltungsökonomie je den Charakter von Geiz oder Berechnung angenommen hätte. Alle drei junge Damen haben ein ausgeprägtes Taktgefühl. Sie verstehen es, sich in Ansehen und Achtung in allen Kreisen, in denen sie verkehren, zu setzen, weil sie sich niemals etwas vergeben und alle selbstlos sind. Sie bitten oft für andere, aber niemals für sich selbst. Sie sind dankbar für jede Freundlichkeit, die ihnen erwiesen wird, aber sie huldigen und schmeicheln nicht etwa, weder einer alten Exzellenz noch einem Millionenfürsten, sie bleiben immer die Fräulein von Poggenpuhl, die unbeschadet ihrer heiteren Liebenswürdigkeit und dankbaren Anspruchslosigkeit doch immer das innere Bewußsein haben, daß sie eben für alle Gastlichkeit, die ihnen erwiesen wird, ihre Persönlichkeiten einsetzen, die eine

Zierde für jeden geselligen Kreis sind. Obwohl sie mit den denkbar geringsten Toilettensummen auskommen, erscheinen sie doch immer geschmackvoll und distinguiert.

Auch die Liebe zu den Brüdern haben alle drei Schwestern gemeinsam. Sie sehen in ihnen die Träger des alten Familienruhmes, den sie durch die beiden Offiziere noch gesteigert sehen wollen. Über jeden Besuch der Brüder empfinden sie die hellste Freude. Als Leo sich zum Geburtstag der Mutter ankündigt, denken alle drei Schwestern weder an die Kosten des Besuches noch an die Umstände, die er verursacht, sondern nur an die Tatsache, daß der Bruder kommt; und in dieser Vorfreude lassen sie sich auch durch der Mutter mannigfache Bedenken nicht stören. Alle drei Schwestern ziert die denkbar größte Anspruchslosigkeit; sie finden es ganz selbstverständlich, daß nur die Mutter und Leo Wein trinken, während sie selbst bei der Geburtstagsfeier statt mit Gläsern nur mit dem Knöchel ihres Zeigefingers anstoßen. Ihre Selbstlosigkeit und frohe Genügsamkeit berühren ungemein sympathisch.

Therese, die Älteste, vertritt das ausgesprochen Aristokratische. Für sie bedeuten die Poggenpuhls einen Pfeiler des preußischen Staates. Sie denkt täglich an die hohen Verdienste der Poggenpuhls und möchte mit jeder Bewegung, mit jedem Wort darauf hinweisen. Sie ist ein wenig herrisch und dominiert in der Familie. Es ist für Mutter und Schwestern nicht ganz leicht mit ihr auszukommen, da sie von ihnen beständige Rücksicht

auf ihre hohe Poggenpuhlsche Abstammung verlangt, was sich nicht immer mit den praktischen Erfordernissen des Lebens vereinen läßt. Sie ist eigentlich nur Dame und will weder von häuslichen noch beruflichen Arbeiten etwas wissen. Ihr Hoheitsgefühl reichte für eine regierende Königin aus. Sie verkehrt natürlich auch nicht, wie die Schwestern, in bürgerlichen Häusern, sondern fühlt sich — immer eingedenk ihres hohen Berufes, die Poggenpuhlsche Fahne hochzuhalten — nur heimisch in Generals- und Ministerfamilien. Sie spöttelt über die „feinwollende Aristokratie" mit der ganzen Malice ihres überheblichen Standesbewußtseins. Auch dem Dienstmädchen gegenüber schlägt sie einen etwas herrischen Ton an, und es gibt deshalb oft Meinungsverschiedenheiten mit den Ihrigen. Ein ganz besonderer Stein des Anstoßes ist der Verkehr ihrer jüngsten Schwester für sie; Bankierfamilien zählen eben für sie nicht mit, und sie macht der kleinen Manon oft herbe Vorwürfe, daß sie so wenig wählerisch in ihrem Umgange ist. Thereses Verhältnis zu ihrer Mutter ist mit einer Nuance gnädiger Herablassung gemischt. Es ist nun einmal ihre Mutter, aber sie ist doch nur eine Bürgerliche und hat sich vor dem Poggenpuhlschen zu beugen, so ungefähr denkt Therese. Sehr bezeichnend ist es, daß, während Sophie, Manon und Leo die Mutter mit einem Handkuß beglückwünschen, sich Therese mit einem Backenkuß begnügt. Einer Majorsfrau, die eine geborene Pütter ist, die Hand zu küssen, wäre Therese wie ein Verstoß gegen das Standesbewußt-

sein vorgekommen, und wenn es zehnmal ihre Mutter ist. Immer und überall kommt ihr Familienstolz zum Durchbruch. Eigentlich ist alles, was sie sagt und tut, und fast noch mehr, was sie unterläßt, darauf gemünzt. Daß Leo Spaziergänge macht, um Berliner Volksleben zu sehen, findet sie unsagbar plebejisch, und mit einer unnachahmlichen Geste tut sie Leos Freund, den jungen v. Klessentin, ab, sobald er sich im Laufe der Unterhaltung als Schauspieler entpuppt hat. Der joviale Onkel-General und die jüngeren Schwestern sind gefesselt von den lebhaften Erzählungen des jungen Menschen, während Therese „ein wenig nach links hinaus biegt". Das war wahrscheinlich keine Unhöflichkeit von ihr, sondern eine ganz impulsive Bewegung; eine Therese v. Poggenpuhl in der Gesellschaft eines Schauspielers, das geht eben einfach nicht, es zuckt ihr in den Gliedern bei dem Wort „Schauspieler", es ist, als ob ihr blaues Adelsblut sich abgestoßen fühlt und diese unwillkürliche Schwenkung nach der anderen Seite hin macht.

Nächst diesem Adelsstolz hat Therese auch alle die Gouvernanteneigenschaften, die das Altejungfernstadium, in dem sie sich befindet, bei herrischen Naturen zu zeitigen pflegt. Sie schulmeistert konsequent an ihrer jüngsten Schwester Manon herum. Es ist eine eigentümliche Charaktermischung bei ihr. Sie ist weder eine Herrennatur noch eine subalterne. Ihr fehlt die Klugheit, sich auf friedlichem Wege den Willen anderer untertan zu machen, aber sie ist auch nicht schmiegsam

genug, sich in anderer Leute Denken und Handeln zu finden. Sie ist zu sehr in Vorurteilen befangen, um die Welt objektiv zu sehen und zu beurteilen. Aber sie will es auch gar nicht; sie will abgeschlossen in ihren distinguierten Kreisen leben und erreicht ja auch, was sie bezweckt. Am unangenehmsten berührt ihr Hochmut der Mutter gegenüber. Sie hofmeistert auch an ihr herum und macht ihr Vorhaltungen, daß sie sich viel zu vertraulich mit dem Dienstmädchen unterhalte. Nach ihrer Meinung schadet das dem Ruhm und der Würde der Familie. Sie hält nun einmal die Poggenpuhls für eine Säule des Staates, deren Sockel ihr Vater und ihr Oheim bilden, und deren krönendes Kapitäl dereinst durch Leo und Wendelin repräsentiert wird. Sie selbst aber, Therese v. Poggenpuhl, ist der höher und höher hinaufstrebende Schaft, der dem Kapitäl Platz schaffen und dafür sorgen muß, daß es einst in stolzer, vornehmer Höhe allgemein sichtbar wird.

Bei der Todesnachricht des Onkels denkt Therese zunächst an ihr repräsentatives Auftreten. Der Besuch in dem Trauermagazin und ein recht distinguiertes Auftreten bei der Beisetzungsfeierlichkeit erscheinen ihr als die wichtigsten Momente. Sie hat das Poggenpuhlsche, den Geburtsadel, zu vertreten, im Gegensatz zu den „nur angeheirateten" beiden Frauen. Therese ist sehr empfindlich; sie fühlt sich verletzt, als die Tante bei ihrer Ankunft auf Schloß Adamsdorf nicht persönlich zur Stelle ist, und murmelt ein bitteres „Arme Verwandte" vor

sich hin, aber sie gibt ihre kritische Laune bald auf, als die Tante sie an dem nächsten Morgen mit vornehmem Anstand und zugleich herzlich begrüßt. Es ist für Therese ein schmerzliches Gefühl, daß ein Poggenpuhl inmitten der Särge einer fremden Familie ruhen soll; sie ist die einzige, der das auffällt, und bemüht sich auch, genügend durch entsprechend ernste und reservierte Haltung dieser Empfindung Ausdruck zu verleihen. Sie ist auch die einzige der Familie, die nachher auf der Rückreise den langen Trauerschleier und die dazu gehörige funebre Haltung noch beibehält. Sie streicht jetzt die Tante auf Kosten der Mutter heraus; es klingt sehr anzüglich und lieblos, wenn sie von ihr sagt: „Sie hat ganz die Formen der vornehmen Welt angenommen. Es ist schade, daß sich dieser Umwandlungsprozeß so selten vollzieht." Und erst als sie das wehmütige Lächeln der Mutter sieht, kommt ihr ein leises Unrechtsbewußtsein. Angesichts der verbesserten Lage denkt Therese zunächst wieder an Abschaffung des Bankierverkehrs. Denn jetzt müßte nach ihrer Auffassung doch ausschließlich an das Repräsentative gedacht werden. So ist Thereses ganzes Tun und Lassen eine einzige große Repräsentationsvorstellung, in der der Onkel, oder vielmehr die Tante, die Rolle des Regisseurs ausübte, durch dessen Eingriff ein Szenenwechsel vor sich ging. Statt Wilhelmstraßenluft wird es aber wohl für sie Adelstiftsatmosphäre werden.

Die zweite der Schwestern, Sophie, ist der wertvollste Charakter. Sie ist im Haushalt unentbehrlich, ist wirt=

schaftlich und bienenfleißig. Abgesehen von diesen Hausmüttercheneigenschaften, ist sie durch Talente und natürliche Gaben ausgezeichnet und vermöge dieser seltenen Fähigkeiten eigentlich die Hauptstütze der Familie. Und Sophie ist wirklich ein Allerweltsmädchen, die vor nichts zurückscheut, sie malt und dichtet, studiert Theaterstücke ein und hat künstlerisches Empfinden. Sie hat auch Wissen und Kenntnisse und erteilt Unterricht in allen möglichen Fächern. Geistig steht sie am höchsten von allen drei Schwestern. Sie versteht die große Kunst, sich von törichten Standesvorurteilen, die sie in ihrer pekuniär-prekären Lage beengen, zu emanzipieren, ohne jedoch damit auch nur eine Spur von ihrer Vornehmheit einzubüßen. Auch besitzt sie eine praktische, durch und durch vernünftige Lebensauffassung, der sie eines Abends Ausdruck gibt, als ihre Mutter über den jungen v. Klessentin spricht und meint, daß die Gesellschaft eines Schauspielers doch peinlich für den Onkel gewesen sein müsse. Da ereifert sich die sonst so sanfte Sophie förmlich und antwortet der Mutter: „Man muß es nur immer richtig ansehen. Ich bin doch auch von Adel und eine Poggenpuhl, und ich male Teller und Tassen und gebe Klavier- und Singunterricht. Er spielt Theater. Es ist doch eigentlich dasselbe.“ Und als die Majorin darauf erwidert: „Nicht so ganz, Sophie; das Öffentliche; da liegt es.“ Da hören wir aus Sophies Munde Fontanes durchdachte Antwort: „Ja, was heißt öffentlich? Wenn sie bei Bartensteins tanzen, und ich spiele meine drei Tänze,

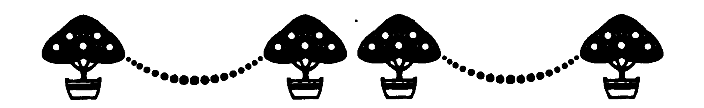
weil es unfreundlich wäre, wenn ich „nein" sagen wollte, dann ist es auch öffentlich. Sowie wir aus unserer Stube heraus sind, sind wir in der Öffentlichkeit und spielen unsere Rolle." Das klingt doch wesentlich anders als Thereses Reden. Sophie nimmt das Leben, wie es ist, und schafft sich darin die Situation, die sie brauchen kann. Trotz großer Armut und praktischer Arbeit bleibt sie doch Dame; sie vergibt sich ebensowenig etwas wie Therese. Aber ihr ganzes Leben ist emsige Arbeit. Dabei ziert sie eine große Bescheidenheit und Güte; sie selbst betrachtet ihre Talente und Kunstfertigkeiten, ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit und ihre Begabung als etwas sehr Nützliches und Notwendiges, aber es fällt ihr niemals ein, damit etwas herzumachen oder gar stolz darauf zu sein. In ihren Schilderungen der Adamsdorfer Gegend verrät sie viel Sinn für Natur und Romantik. Ihre künstlerische Veranlagung leuchtet aus ihren phantasievollen Briefen an ihre Mutter. Aber auch wie viel echte Zärtlichkeit und sorgende Liebe spricht daraus: „Mitunter sehne ich mich doch nach Dir und möchte Dir die Hände streicheln." Als sie mit der Ausmalung der Adamsdorfer Kirche betraut wird, da widmet sie dieser Arbeit ihre ganze Kraft und ist begeistert von dem Plan; Skizzen werden entworfen, Bilder entstehen, und farbenreiche Phantasien steigen vor ihrer Seele auf. Fontane wählt die Namen seiner Romangestalten immer mit Vorbedacht; sie haben fast immer Bezug auf die Wesensart ihrer Träger. Auch Sophie verdankt ihren schönen

Namen dem geistigen Reichtum und der Fülle ihres Seelenlebens.

Endlich Manon — ein graziöser, französischer Klang, wie heitere Weinmusik, er berührt mit einem ganz eigenen leisen Soubrettenhauch — Manon, das verwöhnte Nesthäkchen, der 17jährige, lustige Backfisch, den Fontane so wundervoll anziehend zu schildern versteht, nimmt das Leben von der fidelen Seite und amüsiert sich mit der ganzen Intensität ihres Alters. Sie hat einen kleinen Hang zum Leichtsinn; Pracht und Reichtum blenden sie leicht. In luxuriösen Häusern fühlt sie sich wohl und fragt nicht sehr viel nach Titeln und Würden. Sie ist dankbar für jedes Vergnügen, das sich ihr bietet. Als Leo ihr einen Konditoreibesuch mit Schokolade und Schlagsahne in Aussicht stellt, da geht ein glückliches Aufleuchten über ihr hübsches Backfischgesicht, an dem man merkt, daß solche köstlich süßen Dinge nicht häufig auf der Tagesordnung bei ihr stehen. Sie hat eine besondere Anhänglichkeit und Freundschaft für ihren Bruder Leo, was sich aus der gleichen Charakteranlage der beiden auch leicht erklärt. Nur ist Manon viel kindlicher und auch selbstloser; sie hat denselben Leichtsinn wie ihr Bruder, aber womöglich in noch liebenswürdigerer Art, schon deshalb, weil sie ja noch jünger ist. Und doch spielt sie oft Leos weise Beraterin, die über ihn wacht und ihm die Wege ebnen möchte. Das geschieht aber immer in einer so typischen, reizend-altklugen Backfischart, daß man sie unmöglich ernst nehmen kann,

selbst auf die Gefahr hin, es ganz mit ihr zu verderben. Man denke sich ein halbwüchsiges Mädchen, das dem Bruder Heirats-Vorschläge und -Vorschriften machen will. Leo soll durchaus ihre reiche Freundin Flora Bartenstein heiraten; sie hat es sich in ihr Köpfchen gesetzt. Floras Vorzüge und noch mehr der solide Reichtum ihres Vaters wiegen alles andere auf, und sie sieht im Geiste ihre Freundin Flora schon als Leos Frau. Sie hat eine große Liebe für Leo; sie ist die einzige, die frühmorgens zeitig aufsteht, um ihm behilflich zu sein, und sie korrespondiert auch am allereifrigsten mit ihm, meist über Flora. Es ist die echte Backfischfreundschaft; „Flora meint" und „Flora sagt" ist ihr zweites Wort. Sie gibt dem Bruder viel kluge Ratschläge und versucht unermüdlich die Familie Bartenstein in die günstigste Beleuchtung und Flora in das hellste Licht zu setzen. Auch als ihre Vermögenslage nach dem Tode des Onkels eine günstigere Wendung nimmt, bleibt sie ihrer Freundin treu und denkt nur an die Vorteile, die ihre Mutter und Leo nun haben werden. Diese großzügige Selbstlosigkeit ist der Stern, den die Poggenpuhlschen Frauen in ihrem Wappen tragen.





Der Stechlin.

✿

Der „Stechlin" ist des Meisters letztes, reifstes und gehaltvollstes Werk. Am Ende seines Erdenwallens faßt der greise Fontane alle seine irdischen Erfahrungen und Beobachtungen zusammen und webt einen Roman daraus, dessen einzelne Fäden aus Poesie und Philosophie, aus tiefstem Lebensernst und heiterer Genußfreude gesponnen sind. Der goldene Faden aber, der das ganze Gewebe durchläuft und es schmückt, heißt: Duldsamkeit und Liebe für alles, was auf Erden lebt. Es ist jener höchste Grad der Toleranz, der erst eine späte, vielleicht die letzte Frucht der menschlichen Weisheit ist. Der Mensch Fontane nimmt mit dem „Stechlin" Abschied von dieser Erde, aber der Dichter Fontane, der Künstler und Philosoph, der bleibt uns — durch den „Stechlin" noch mehr als durch alle anderen Romane — als verständnisvoller und gütiger Freund der Jugend und als unversiegbare Quelle der Weisheit, aus der uns Lebensmut und Freude erfrischend entgegenströmen. Wenn hier

trotzdem des „Stechlin“ nur in kürzester Fassung Erwähnung getan werden kann, so liegt das daran, daß die Frauen hier eine vergleichsweise unbedeutende Rolle spielen; sie treten nicht, wie in den meisten anderen Fontaneschen Romanen, als Hauptpersonen auf, sondern bilden nur die Staffage; wir bekommen sie nur episodenweise zu sehen. Trotzdem bleibt Fontane auch hier in seinem Schwanenlied der begeisterte Herold von Frauenanmut und Frauengeist. Die wenigen weiblichen Gestalten, die an uns vorüberziehen, verleugnen auch bei der flüchtigsten Begegnung ihre Herkunft nicht.

Wes Geistes Kind sie ist, zeigt uns die Gräfin Melusine unverhohlen von ihrem ersten Auftreten an. Sie ist die pikanteste aller Fontaneschen Frauen, pikant durch ihr Wesen und pikant durch ihre Vorgeschichte. Eine reizende, junge, geschiedene Frau, die glücklich ist, ihren ihr unsympathischen Mann, einen Conte Ghiberti, kurze Zeit nach der Hochzeit verabschiedet zu haben, und nun ein heiteres Leben im Hause ihres Vaters, des Grafen Barby, führt. Ihr Vater sowie ihre um zehn Jahre jüngere Schwester Armgard vergöttern sie; die Freunde des Hauses machen ihr den Hof, und sie läßt es sich in der liebenswürdigsten Weise gefallen. Ihre Schwester tritt ihr gegenüber etwas in den Hintergrund. Nur Woldemar, der junge Herr von Stechlin, neigt sich, nachdem er erst beiden Schwestern den Hof gemacht hat, mehr der Komtesse Armgard zu und verlobt sich zuletzt mit ihr. Auf dem alten Stammschloß

der Stechline wird zu Weihnachten Verlobung gefeiert. Der alte Herr von Stechlin, ein jovialer Edelmann, sowie seine Schwester, die alte Domina des nahegelegenen Klosters Wutz, empfangen das Brautpaar und Melusine. Einige wenige, gute Freunde nehmen an der Feier teil. Kurze Zeit darauf folgt die Hochzeit und die Abreise des jungen Paares nach Italien. Nur eine trübe Kunde stört den Glanz ihrer Flitterwochen: der alte Herr von Stechlin stirbt, noch bevor sein Sohn zurückkehrt. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin zieht das junge Ehepaar Stechlin im alten Stammschloß ein; der alte See übt seinen geheimnisvollen Zauber aus und fesselt Armgard und ihren Gatten an die heimischen Gestade, an die ur-eigenste Scholle. Das ist in Kürze der Inhalt des langen Romans, aber nur in großen Zügen und mit vielen Aus-schaltungen. Kaum ein anderer moderner deutscher Roman ist so arm an eigentlicher Handlung und so reich an Epi-soden wie der „Stechlin“; aber wenn es auch oft nur lose Blätter und eingestreute Blüten sind, so möchte man doch keines Duft und Glanz vermissen.

Die Gräfin Melusine kleidet alles. Ihre Vor-geschichte steht ihr wie ein apartes Kostüm und erhöht ihren Reiz. Ihr Name allein wirkt schon sinnbetörend; woran denkt man nicht alles bei Melusine. An ein Meerweib, in grünschillerndem Nixenkostüm, das aus der Felsengrotte am See aus der Flut hervorsteigt, und dessen verführerische Schönheit der Wasserspiegel widerstrahlt, oder an Elfenreigen mit Zauberklängen in silbernen

Mondscheinnächten auf grünen Wiesen. Jedenfalls schließt dieser Name alles Nüchterne und Alltägliche von vornherein aus.

Die Schwestern, Melusine und Armgard, haben ihre Jugend in England verlebt und wissen interessant von englischen Sitten zu erzählen. Das Plaudertalent hat Melusine in ausgiebigster Form; es ist alles amüsant und klug, was sie sagt. Sie würzt auch ihre Reden gern mit einer Dosis Koketterie, die zuweilen sehr freie Formen annimmt. Sie fordert in ihrer heiter-liebenswürdigen Art Komplimente heraus und fragt den verblüfften Woldemar schlankweg, wen er entzückender fände, sie oder Armgard. Woldemar liebt die einfache, schlichte und geschlossene Art der Komtesse mehr, sie paßt zu seinem eigenen weichen, nachgiebigen Charakter; aber doch spricht er in den Worten hellster Begeisterung in seinem Tagebuch auch von der Gräfin: „Diese Gräfin, wie scharmant“, „alles an ihr Temperament und Anmut“. Die sprühend lebhafte graziöse Melusine wirkt wie ein Glas perlender Sekt, animierend, prickelnd, feurig und begeisternd; aber es ist immer etwas Schaum dabei, der verfliegt, und die Wirkung ist nicht von langer Dauer. Melusine ist eine von jenen Frauen, die sofort und überall zünden, die auch wohl einmal einen glühenden Lavastrom der Leidenschaft erregen, für die behagliche, ruhige Feuerflamme des häuslichen Kamins aber nicht geschaffen sind. Mit den märkischen Edelfräulein teilt Melusine die liebenswürdig-neugierige Art, sich über Menschen und

Ortschaften kleine Geschichten erzählen zu lassen; sie interessiert sich ebenso lebhaft für den Pastor Lorenzen, Woldemars Lehrer, wie für die geheimnisvollen Eigenschaften des Sees Stechlin. Dabei ist sie so schalkhaft und gutherzig, daß ihre kleinen Taktlosigkeiten niemals verletzen, obwohl sie manchmal etwas herb klingen: „Wer aus der Mark ist, hat meist keine Phantasie", ruft sie einmal mitten im friedlichsten Gespräch dem jungen Stechlin, einem echten Märker, zu. Die Gräfin hat ein ganz eigenes, apartes System, mit Woldemar zu kokettieren. Sie ist immer die Überlegene, die sich über den Protegé freut und ihn immer enger an ihr Haus attachiert sehen möchte; aber hinter den leicht frivol klingenden Worten und reizvoll-intimen Reden liegt doch eine ganz bestimmte Reserve, eine bewußt gezogene Grenze. Mit all ihrer schelmischen Liebenswürdigkeit wirbt sie eigentlich für die Schwester. Sie kann sich keinen netteren und sympathischeren Schwager denken als den jungen Stechlin; als Mann würde er ihr wahrscheinlich unerträglich sein. Über ihre Ehe redet Melusine in einer leichten, etwas frivolen Art; sie hat für diese kurze Epoche ihres Lebens meist nur ein überlegenes Achselzucken. Es bleibt dunkel, was ihr eigentlich so Bitteres widerfahren ist, aber der leicht ironische Ton, den sie zuweilen anschlägt, ist der herbe Rest jener Tage. Als Armgard ihr ihre Verlobung mit Woldemar mitteilt, ist Melusine neidlos glücklich; als die kleine Armgard sie dann noch einmal fragt: „Du gönnst mir ihn doch?", da meint

Melusine, im Angedenken ihrer eigenen Ehezeit, deren bitteren Nachgeschmack sie immer noch nicht ganz überwinden kann: „Ach, meine liebe Armgard, wenn du wüßtest; ich habe nur die Freude, du hast auch die Last.“

Ein Attribut verleiht Fontane ganz besonders gern: einen leisen Hang zum Aberglauben. Der Aberglaube ist etwas typisch Weibliches und ausgesprochen Naives. Bei verstandesmäßigen, nüchternen Menschen wird er nicht zu finden sein. Bei Frau Jenny Treibel, Corinna oder den Poggenpuhls wäre er undenkbar, die stehen auf dem realen Boden der Tatsachen. Aber etwas phantastischen Persönchen, wie die kleine Effi Briest oder Melusine, ja selbst Lene in „Irrungen Wirrungen“, denen heftet sich der Aberglaube an die Füße, obwohl sie immer etwas über der platten Erde schweben. Etwas Aberglauben ist bei Fontane das notwendige Attribut der gemütvollen und sensiblen Frau. Auch die Gräfin Melusine sträubt sich dagegen, in dem alten Himmelbett im Schlosse der Stechline zu schlafen; sie sucht es ins Scherzhafte zu ziehen und meint, wenn es auch keine Gespenster gebe, so könnte ihr doch die alte Tante Adelheid erscheinen, und das wäre vielleicht noch schlimmer. Am gründlichsten lernen wir Melusine in ihren langen und ernsten Gesprächen mit Pastor Lorenzen kennen. Sie konversiert mit der Eleganz der Gräfin, mit der Liebenswürdigkeit der jungen Frau, mit dem Kenntnisreichtum der vielgereisten Weltdame und mit der Tiefe einer Philosophin. Ihre Betrachtungen über den See Stechlin, ihre theologischen

Disputationen, ihre schlicht-persönlichen Bekenntnisse, ihr Urteil über Kunstwerke und Lebenskunst, das alles sind kluge Gedanken in reizvollster Form. Mag Armgard auch die gediegenere, vielleicht auch die im Charakter wertvollere sein, das Füllhorn weiblicher Liebenswürdigkeit streut Fontane doch über Melusine aus. Sie hat, obwohl sie durchaus mit den Tatsachen rechnet, doch einen idealen Hauch, einen Hang zum Geistigen, den sie allerdings auch oft gut zu verbergen versteht, dem sie jedoch in den Gesprächen mit dem alten Pastor frei die Zügel schießen läßt. Wie klug und poetisch sie über die Schwärmerei redet: „Nichts beneidenswerter als eine Seele, die schwärmen kann. Schwärmen ist fliegen, eine himmlische Bewegung nach oben.“ Und dabei merkt es die Gräfin kaum, daß ihre Seele selbst das Alltagskleid abgestreift hat und mitten in das Schwärmen hineingeraten ist.

Es ist ganz natürlich, daß Melusine und des alten Stechlin Schwester Adelheid sich nicht miteinander behagen können. Melusine ist innerlich demütig, äußerlich scheinbar hochmütig. Die Domina ist umgekehrt innerlich hochmütig und nach außenhin demütig. Die Domina ist nüchtern und streng, Melusine tolerant und durch und durch Ästhetikerin. Die Domina urteilt nicht gerade mit christlicher Milde über das Weltkind. Sie wirft ihr unlautere Koketterie und verführerische Evaskünste vor (das „Sich-biegen und -wiegen in den Hüften“ bekommt sie allerdings in ihrem Kloster Wutz nicht zu

sehen) und nennt sie schließlich „eine Person“. Im Grunde ärgert sich die Domina, dieser weibliche Hochwürden, doch nur darüber, daß sie selber nicht ebenso nett und beliebt wie diese Gräfin Melusine ist und es auch nie in ihrem ganzen Leben war. Und der alte Graf Barby trifft das Rechte, wenn er von seiner Tochter sagt: „Melusine gefällt fast immer. Aber manchem gefällt sie auch nicht. Es gibt so viele Menschen, die haben einen natürlichen Haß gegen alles, was liebenswürdig ist, weil sie selber unliebenswürdig sind.“ Aber der alte Dubslav, Woldemars Vater, lacht, wenn er an Melusine denkt, stillvergnügt vor sich hin und sagt: „Das ist eine Dame und ein Frauenzimmer dazu, so müssen Weiber sein.“ Eine etwas bedenkliche Äußerung für einen alten Herrn und bedenklich im besonderen in bezug auf Melusine. Mit einer geringen Variierung würde dieser Satz, wenn es auch der alte Dubslav gewiß nicht so meint, auch lauten können: „Sie ist eine Dame und ein Weib dazu; so müssen Frauenzimmer sein.“

Komtesse Armgard ist nicht nur bedeutend jünger als Melusine, sondern auch weniger individuell. Sie ist das anmutige, junge Mädchen, dem bisher jeder Schmerz oder Mißton ferngehalten worden war. Mit besonderer Vorliebe erzählt auch sie aus ihren ersten Kinderjahren, die sie in England verlebt hat. Sie hat etwas Unberührtes, sie ist nicht nur physisch, sondern auch seelisch keusch; jeder unreine Gedanke, Pikanterie und Klatsch schreckt sie ab. In ihrer einfachen, schlichten Art tritt

sie der blendenden Schwester gegenüber gern in den Hintergrund und findet das ganz selbstverständlich. Sie ist ebenso wie Melusine, „so schrecklich diskret und ideal", sagt die Baronin von Berchtesgaden, eine Freundin der Barbys. Obwohl nicht mit übermäßigen Geistesgaben ausgestattet — was ihr in ihrer späteren Ehe mit Woldemar auch nur hinderlich wäre —, ist Armgard doch ein edler Frauentypus. Als sie einmal gefragt wird, welcher von den feindlichen Königinnen, Elisabeth oder Maria Stuart, sie den Vorzug gäbe, da denkt sie einen Augenblick ganz still nach und erklärt dann: „Nicht der einen und nicht der anderen. Elisabeth von Thüringen ist mir lieber als Elisabeth von England. Andern leben und der Armut das Brot geben, darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich mir das erringen könnte." Eine Kinderantwort, aber eine rührend innige. Die Bauern des Gutes Stechlin werden mit ihrer künftigen Herrin zufrieden sein.

Des alten Dubslav zehn Jahre ältere Schwester Adelheid, die Domina zu Kloster Wutz, ist im ganzen und großen leidlich und umgänglich, wenn sie in ihrem Klostergarten mit ihren Stiftsfräulein sitzt oder in den Gemächern des Klosters schaltet; aber sobald sie aus ihren Mauern heraus ist und mit den anderen, nicht klösterlichen Menschenkindern zusammenkommt, dann tritt das Herrische ihres Wesens und das zurückgebliebene „Vorweltliche" ihrer Anschauungen störend hervor. Sie erinnert oft an Therese in den „Poggenpuhls", als ob diese

ein Vorstadium wäre, aus dem sich die Züge der Domina entwickelt haben. Das Stechlinsche Familiengefühl ist bei ihr ebenso scharf ausgeprägt wie Theresens Poggenpuhl-Gefühl. Ihrem Bruder steht sie feindlich oder doch zum mindesten unsympathisch gegenüber. Jede weltlich frohe Neigung ist ihr ein Greuel. Mit Woldemar, ihrem Patenkind, steht sie besser. Ihm zuliebe hilft sie dem alten Dubslav oft aus Geldverlegenheiten. Ihre Zusammenkünfte mit Woldemar benutzt sie ausschließlich dazu, um ihm lange Vorträge über den ganzen deutschen Adel zu halten. Alle ihre Reden sind darauf gemünzt, ihn bei der Heirat zu beeinflussen, und klingen schließlich alle in eine Schlußdevise aus: „Heirate märkisch und heirate lutherisch." Sobald ein Gespräch einmal eine Wendung nimmt, der sie nicht zustimmt, wird sie herb und taktlos. Als ihr Bruder den Barbys Huldigungen erweist, verdrießt es sie, und sie gibt ihrer Verstimmung unverblümten Ausdruck. Sie gehört zu jenen wenig angenehmen Gästen, die jedes Familienfest, jedes frohe Beisammensein durch einen säuerlichen Ton und eine tadelnde Geste herabstimmen. Sie dämpfen von vornherein schon durch ihre Anwesenheit. „Nur nicht zuviel von irgend etwas," redet Adelheid in liebevoller Besorgnis, wenn irgendwo sich Menschen so recht von Herzen freuen. Ihre Tadelsmanie gönnt sich und anderen keine harmlose Stunde. „Ich verwette mich, diese Melusine raucht auch", das ist ihrer Meinung nach der schwerste Vorwurf, den man ihr machen kann. In ihrer kurzen

Anwesenheit auf Schloß Stechlin ist sie so unausstehlich herrisch und rechthaberisch, daß sie Ruhe und Frieden überall, wohin sie kommt, stört und sich so unbeliebt und unmöglich macht, daß man ihr raten möchte: Geh in dein Kloster!

Noch eine ganze Menge weiblicher Erscheinungen lernen wir kennen, sowohl im Anschluß an das gräflich Barbysche Haus als auch Nachbarsfamilien der Stechline. Am köstlichsten von allen wirkt Frau Katzler, die Frau des Oberförsters, eine reguläre geborene Prinzessin von Ippe-Büchsenstein. Aus dieser sonderbaren Ehe, die übrigens aus reiner Liebe geschlossen wurde, ergeben sich eine Menge komischer Szenen. Die Prinzessin ist eine sehr logische Dame. Sie hat sich in den bürgerlichen, einfachen Mann verliebt, folglich heiratet sie ihn auch. Und weil sie ihn geheiratet hat, ist sie nur von dem einen Gedanken erfüllt, alles Prinzeßliche abzustreifen; sie entschließt sich „voll und ganz“ für das Bürgerliche, ja und . . . ihre sechs Kinder sind dann eben wieder einfach logische Folgerung. Um kinderlos zu bleiben, hätte sie ja einen Durchschnittsprinzen heiraten können. Sie hat einen starken Bürgerstolz angenommen, an dem sie nicht rütteln läßt, und betrachtet es fast als Beleidigung, wenn man auf ihre prinzeßliche Herkunft anspielt. Frau Katzler-Ippe-Büchsenstein mit der stattlichen Figur und den matten Vergißmeinnichtaugen wird den Gästen des Schlosses Stechlin als eine Art Sehenswürdigkeit vorgestellt. Sie trägt individuelle Reformkleider,

natürlich Wolle (Seide wäre zu unbürgerlich) und einen künstlerisch arrangierten Kopfputz. Sie hat den Stempel des Extravaganten und Aparten, aber mit einem kleinen Stich ins Lächerliche. Kein Wunder: bei Fontane erhebt sich eben keiner ungestraft über Herkommen und Stand, aber es erniedrigt sich auch keiner, ohne die natürlichen Konsequenzen zu tragen. Die Ehe hat einen gemessenen Charakter, die ehemalige Prinzessin ist immer feierlich und ernsthaft. Sie ist der verkörperte Kantsche Moralbegriff. Pflicht ist ihr zweites, fast ihr erstes Wort. Im übrigen ist sie schön, aber es ist die Schönheit einer Nonne oder eines Heiligenbildes. Bei der Durchsetzung ihrer bigotten Pläne ist ihr jedes Mittel recht. Die Gründung eines „Rettungshauses für verwahrloste Kinder" beschäftigt sie beängstigend stark; denn ihre Begriffe von „verwahrlost" sind — die einer Prinzessin.



